

Deutscher Morgen

Herausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Erscheint wöchentl. 7. Jahrgang

Folge 26

São Paulo, 30. Juni 1938

7. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-3393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Westpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

Der Tauschein als Tarnkappe

Zum Thema Judentaufen — Von Prof. Dr. J. v. Leers

Kein Mensch, der unsere Zeit wirklich erlebt, wird noch den Fehler machen, den Nichtjuden im Unterschied vom Juden als „Christ“ zu bezeichnen. Einmal gibt es eine ganze Menge Nichtjuden auch in unserem Volke, die dennoch keine Christen sind. Zum anderen gibt es sehr viele Juden, die sich haben taufen lassen und damit aber trotzdem Juden blieben.

Wieviel Juden haben sich eigentlich taufen lassen und welche Gründe sind für sie entscheidend gewesen?

Diese Frage ist auch deswegen von hoher Bedeutung, weil ja offenbar früher durch solche Judentaufen schon jüdisches Blut in unser Volk hineingekommen sein kann. Wie stark mag der Umfang dieser Judentaufen gewesen sein?

Sicher war er in den ersten Jahrhunderten des Christentums recht stark. Die Apostel wa-

ren ihrer Herkunft nach Juden, Paulus ein früherer Rabbiner, lange ist in der Urgemeinde überhaupt gestritten worden, ob man nicht die Verkündigung der christlichen Lehre überhaupt auf die Juden beschränken solle. In einem jedenfalls ist die frühe christliche Kirche sich durchaus einig gewesen: ein getaufter Jude war ihr vollberechtigtes Mitglied. Mochten sie noch so scharf gegen die Juden predigen, jene Kirchenväter, Bekehrer und Mönche der frühen christlichen Jahrhunderte — der Rassengedanke lag ihnen weitentfernt — ein getaufter Jude war für sie kein Jude mehr. Papst Anaklet II. (1130 bis 1138) war so ein getaufter Jude, was übrigens dem Kreuzzugsprediger Bernhard von Clairvaux doch so sonderbar und skandalös vorkam, dass er schrie: „Es ist eine Schmach für Christus, dass ein Judenahkömmling den Stuhl Petri besetzt hat.“ Wobei er nur vergass, dass auch Petrus selber Jude gewesen...

„Judenmission“ im Mittelalter

Die mittelalterliche Kirche hat stets eine sehr eifrige Judenmission getrieben. Auch während der grossen sogenannten „Judenverfolgungen“ hat man fast immer den Juden den Ausweg geboten, sich taufen zu lassen. Allerdings ist ein wohl sehr erheblicher Teil dieser Zwangstäuflinge wieder zum Judentum zurückgetreten.

Die Kirche hat dabei sehr eifrig sich dagegen gewandt, wenn Zünfte, Gilden und andere Körperschaften getaufte Juden nicht aufnehmen wollten — allerdings nicht überall mit Erfolg. Immerhin wissen wir, dass im Mittelalter einzelne solcher getauften Judentamilien, deren jüdische Abkunft man noch wusste (und bei wie vielen mag sie in Vergessenheit geraten sein), zu Ansehen kamen. Im alten Köln etwa konnte dies von der reichen Patriziertamilie „Jude“ gesagt werden.

Die Aufklärungszeit brachte die ersten grösseren Uebertritte von Juden, zumal die damaligen Kirchen den Uebertritt auch leicht machten. 1808 entstand dann in England die „Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“, die auch in Deutschland versuchte, Juden zum Christentum zu bekehren. 1822 bildete sich die Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden sowie der Judenmissionsverein in Basel, 1830 entstand der Verein der Freunde Israels in Basel.

Es war jene Zeit, in der Juden in der evangelischen Kirche Preussens eine grosse Rolle zu spielen begannen. Friedrich Julius Stahl, der Sohn des üblen Händlers und Hehlers Jolson aus Heidingsteld bei Würzburg, wegen seiner gerissenen Gewandtheit von den Studenten „St. Ahl“ genannt, wurde der Gründer der preussischen Konservativen Partei und Berlins angesehenster Staatsrechtslehrer. Der Prediger Paulus Cassei — wegen seines unerträglichen jüdischen Geschwätzes mit dem Spitznamen „Maulus Quassel“ — war in der Berliner Holzgesellschaft hoch angesehen.

Man hat aber eigentlich nie recht gewusst, wie stark der Umfang dieser Judentaufe gewesen ist. Eine ausgezeichnete Untersuchung von Karl Peter Kern, „Die Judentaufe“ (Durchbruch-Verlag, Stuttgart), hat nun einmal versucht, rein zahlenmässig den Umfang der Taufbewegung der Juden zu erfassen. Danach sind in den altpreussischen Provinzen von 1800 bis 1899 im ganzen 11.286 Juden zum Christentum übergetreten. Zieht man die anderen deutschen Länder heran und untersucht zugleich die Uebertritte seit der Jahrhundertwende bis 1933, so kommt man zu folgendem Schluss: „Insgesamt haben also von 1800 bis 1933 allermindestens 40.461 Juden ihren Uebertritt zum Christentum erklärt. Die Zahl ist jedoch das Ergebnis vorsichtiger Schätzung. Die Wirklichkeit dürfte bald die Summe von 45.000 Judentaufen erreichen.“

Hochinteressant ist nun bei dieser Untersuchung die Frage, in welchen Zeiten bei den Juden die grösste Bereitwilligkeit bestand, sich taufen zu lassen. Hier sagt Kern sehr richtig: „Besonders auffallend ist dabei die Tatsache, dass in den Zeiten des gesteigerten Abwehrwillens des deutschen Volkes gegen das Judentum wie in der Zeit des Stöckerischen und später des nationalsozialistischen

Kampfes die Welle der Judentaufen anschwellte, während sie andererseits fiel in den Jahren 1848 bis 1889, in denen sie sich um Schutze eines ihnen gewogenen Regierungssystems gebogen fühlten. Diese Beobachtung widerlegt schlagend die „Ueberzeugungstreue“, die angeblich zur Taufe führte, und lehrt geradezu klassisch den politischen Hintergrund der Judentaufen.“

Wie solche getauften Juden wirklich denken und wie sehr ihnen das Judentum innerlich unverlierbarer Bestand ihres Wesens ist, zeigt etwa die Aeusserung, die der Jude Pastor Schwalbe, seit seiner Jugend getauft, als Abschiedspredigt im März 1894 in Hannover aussprach: „Ich fühle mich als echter Jude und habe mich stets so gefühlt, und gestehe, dass ich im Grunde stets ein Anhänger der jüdischen Lehre gewesen bin.“ Entsprechend schrieb der ebenfalls jüdisch geborene Pastor Walfisch aus Dresden: „Ich bin ein Jude und bleibe es auch. Nachdem ich den christlichen Glauben kennengelernt habe, bin ich erst ein rechter Israelit.“ Der grosse britische Staatsmann, der Jude Disraeli, liess 1877 auf diesem Gebiet noch deutlicher die Katze aus dem Sack: „Christentum ist Judentum für die Masse.“

Dennoch haben die Kirchen sich von ihrer Liebhaberei für die Judentaufen nicht abbringen lassen. Es gibt, wie Kern mitteilt, noch heute in Berlin ein Institutum Judaicum Berolinense, das jungen Theologen Stipendien gibt und in dessen Satzung es ausdrücklich steht: „Es wird erwartet, dass sie der den evangelischen Kirchen gegenüber Israel obliegenden Pflicht stets gedenken und dies bei sich bietender Gelegenheit durch Wort und Tat bekunden werden.“ Hier erhebt sich allerdings im nationalsozialistischen Staat die sehr ernste Frage, ob eine solche Bestimmung nicht heute als gegen die guten Sitten verstossend rechtlich für nichtig zu halten ist. Auf die kontessionellen Gründe, die für die Judenmission angeführt werden, kann hier nicht näher eingegangen werden, ebenso nicht auf die ungläubliche Bemerkung, die ein Elberfelder Kirchenblatt 1921 von sich gab: „Israel allein ist Gottes auserwähltes Volk und bleibt es trotz seiner Verstockung; Gottes Gaben und Berufung können ihm nicht reuen; nach seiner Bekehrung wird Israel als das wahre Adelsvolk unter den Nationen der Erde an der Spitze stehen. Alle anderen Völker bleiben „Heidenvölker“, sind vor Gott wie der Tropfen im Eimer, wie das Scherflein in der Wage.“ Bei einer sich derartig jüdenteneisig selbstbescheidenden Würdelosigkeit ist natürlich nur der Irrenarzt zuständig.

Jüdische Geländevernebelung

Uns kann die Frage der Judentaufen nur vom Standpunkt der Volksgemeinschaft aus interessieren. Hier aber ist sie ernst. Der getaufter Jude wird viel leichter irrtümlich für einen Nichtjuden gehalten als der ungetaufter. Er hat viel leichter die Möglichkeit, sich im Schutze seines Tauscheines an Nichtjuden heranzumachen, um sie zu begaunern. Der Tauschein dient ihm als Tarnkappe, als Geländevernebelung. Man kann und will die

Kirche nicht daran hindern, dass sie so handelt, wie sie nach ihren religiösen Ueberzeugungen handeln zu müssen glaubt. Wohl aber muss die juristische Verantwortung geklärt werden. Nehmen wir ein Beispiel: Ein getaufter Jude mit einem Familiennamen, wie er auch bei Nichtjuden vorkommen kann, sagen wir Bär, Wolt oder Müller, betrügt den Nichtjuden Friedrich. Der Nichtjude Friedrich verklagt ihn, und der getaufter Jude wird zum Schadenersatz und zur Rückgabe des ergaunerten Vermögens verurteilt. Es ist aber von ihm nichts zu bekommen, weil nach alter treuer Talmudsitte schon wieder alles richtig an die „Mischpoche“ weiter verschoben ist. Der Nichtjude Friedrich sagt mit Recht: „Ich wäre auf den Betrüger niemals hereingefallen, wenn er nicht immer gesagt hätte, er sei kein Jude, er sei vielmehr Christ, auch sein Vater sei schon Christ gewesen und er selber gehöre als Mitglied einer christlichen Gemeinde an.“ Hier hat doch unzweifelhaft die Kirche diesem Juden überhaupt erst die Möglichkeit zu seinem Gaunertatbestand gegeben. Ist es nach nationalsozialistischem Rechtsempfinden überhaupt zulässig, dass sie nun so tun kann, als ginge sie die ganze Gaunerei des von ihr mit der Tarnkappe ausgerüsteten

Juden überhaupt nichts an? Ein Metzgermeister, der sich einen grossen Hund hält, ein Bauer, der Ochs und Pferde hat, haften für den Schaden, den diese Tiere anrichten, nach dem Tierhalterparagrafen. Eine Kirche aber, die eine so von Hass gegen alle Nichtjuden geschwollene schadenstillende Bestie wie einen echten Talmudjuden unter dem Schutz ihres Tauscheines überhaupt erst in die Lage setzt, Nichtjuden, die sonst vielleicht nicht darauf hereinfallen würden, zu schädigen, sollte nicht dafür zur Haftung herangezogen werden.

Das widerspricht jedem verständigen Rechtsempfinden. Wer einem Einbrecher Einbruchswerkzeuge leiht, wer dem Wildhieb Jagdanzug und Gewehr gibt, wird herangekriegt — und eine Kirche soll das Recht haben, dem Juden für seine gaunerischen Zwecke Tarnungsmittel in die Hand zu geben? Das ist auf die Dauer unerträglich und müsste eiligst geändert werden. Der erste Richter oder die erste Kammer, die den Mut haben, eine Kirche, die einen Juden tauft, subsidiär haftbar für den Schaden zu erklären, den der Jude an Nichtjuden anrichtet, werden das Verdienst haben, die Rechtsprechung einen gewaltigen Schritt voranzutreiben zu haben.

Kann Deutschland noch ausgehungert werden?

Zugleich ein Kapitel über die Methoden britischer Machtpolitik

Die Rückkehr Oesterreichs in das Reich hat reichen Anlass zu Betrachtungen geboten über die Jahrhunderte erfolgreicher französischer Politik mit dem Ziel: deutsche Zersplitterung und Ohnmacht im Interesse europäischer Hegemonie Frankreichs zu einem Dauerzustand werden zu lassen. Wir erörterten bereits, wie tief und niederdrückend der 13. März und seine Besiegung, der 10. April, in Frankreich wirkte. Der Boden einer halbttausendjährigen erfolgreichen französischen Politik ist plötzlich ohne einen Schwertstreich, einen Schuss, noch einen Bombenwurf verschwunden, unwiederbringlich.

Merkwürdige Unklarheiten in den Meinungen findet man nach wie vor über die Stellung Englands zu der grossen Veränderung der europäischen Lage. Vielleicht ist der Ausdruck „merkwürdig“ jedoch nicht angebracht, denn, besonders seit 1890 bis zum Kriege, nicht zum wenigsten auch während des Krieges und vollends in den Jahren der Novemberrepublik, sind alle Kombinationen der jeweils in Deutschland leitenden Kräfte über die Politik Grossbritanniens durch die Wirklichkeit durchweg widerlegt worden. Wie steht es heute?

Wer diese Frage aufwirft, erhält automatisch die Antwort: England will den Frieden. Das ist in dieser Allgemeinheit, wir haben das schon öfter betont, nicht unrichtig. Im alten Reichstag gab es ein geflügeltes Wort: über die Motive für irgendein Nein oder ein Ja werde nicht abgestimmt. Dieser Ansicht ist man auch in London, England will den Frieden: warum?, wie lange?, was für einen Frieden? Will es den Frieden, weil es noch nicht fertig ist oder weil es „kommende Dinge“ erwartet?

Goethe hat von England gesagt, es sei die kriegserregendste Nation, ein Ausspruch, den die englische Geschichte auf jeden ihrer Blätter seit ungefähr dreihundert Jahren bestätigt. Dieselben Blätter werden ebenfalls bestätigen, dass England immer „den Frieden gewollt“ hat. Selbstverständlich schwinden aber alle Rücksichten, sobald die höchsten Güter der Zivilisation und Humanität in Gefahr sind, zumal die Welt ja diese nur Grossbritannien verdankt. Und dieser betrübliche Fall kann natürlich auch in Zukunft wieder einmal plötzlich eintreten, besonders, wenn der bestehende Friede „nicht der richtige Friede“ ist.

Nein, man wird schon nach stabileren Faktoren suchen müssen, um auch in der heutigen Lage eingermassen feste Grundlinien für die Richtung grossbritannischer und weltweiter grossbritischer Politik — denn beide sind nicht zu trennen — zu suchen.

„Die Zeit der Ernte“, wie ein früherer Vorsitzender der englischen „Navy-League“ schrieb, war immer dann für Grossbritannien gekommen, wenn es der Londoner Politik gelungen war, die Mächte Europas erfolgreich untereinander zu entzweien. Der Grundsatz, welcher hierdurch die drei letzten Jahrhunderte hindurch galt und sich glänzend bewährte.

Der Gang der Handlung pflegte dem zu sein: England setzte mit altgewohnter Kunst den Krieg auf Rollen und liess eine Festlandnation den äusseren Anstoss geben.

Die Festlandmächte bekämpften den Feind der Menschheit und der Zivilisation zu Lande, England nahm ihm seine überseeischen Besitzungen ab, zerstörte seinen Seehandel, setzte seinen eigenen an die Stelle, blockierte seine Küsten, führte den Seekrieg und — das beachtet man meist zu wenig — eroherte die Festlandmärkte für seine Industrieprodukte, wenn die durch Krieg erschöpften Festlandmärkte ihren Platz auf den eigenen und fremden Märkten nicht mehr behaupten konnten. Diesen Idealfall annähernd zu verwirklichen, ist Grossbritannien in den napoleonischen Kriegen gelungen. Seine Anlage des Weltkrieges, dessen Verlauf und Abschluss haben einige Striche durch die Rechnung gemacht, bekanntlich.

Das ändert aber nichts an dem sich immer wiederholenden typischen Vorgang, dass England nach diesen Grundsätzen heimal alle europäischen Nationen bekämpft hat; soweit es möglich war, liess es sie durch die Festlandmächte bekämpfen und beschränkte sich darauf, die Ernte in die eigenen Scheunen einzuhängen; zählen wir nur auf: Spanien, Holland, Frankreich, Russland, Deutschland.

Es ergibt sich, dass die Vorgänge und Aenderungen und Verlagerungen des Machtschwerpunktes auf dem europäischen Festland für Grossbritannien nicht nur von hohem Interesse, sondern massgebend, direkt und indirekt für seine Europapolitik und damit seine gesamte Weltpolitik im ganzen wie im einzelnen sind.

Die Ereignisse der letzten Jahre auf dem Kontinent sind nun, und das wollen wir stark unterstreichen, auch durch die enormen Rüstungsanstrengungen Englands und Frankreichs nicht auszugleichen. Diese Behauptung scheint auf den ersten Blick vielleicht etwas leichtfertig. Wir wollen sie aber auf einem bestimmten Punkt beweisen und an der Umkehrung eines furchtbaren Beispiels aus der Wirklichkeit des Weltkrieges:

Mochte zu Lande kommen, was wollte: der „Silent Pressure“ (dem stillen Druck) der Blockade würde Deutschland auf die Dauer nicht standhalten können. Die furchtbare Wir-

kung der Blockade damals ist bekannt. Sie beruhte darauf, dass das deutsche Volk, was es zum Leben und zum Kriegführen brauchte, nicht ausreichend in eigenen Lande hervorbringen, noch von Uebersee, noch auch über europäische Landgrenzen ausreichend erhalten konnte.

Erinnern wir uns in diesem Zusammenhang, wie in den Jahren 1933-34 in Reden von Ministern und namhaften Politikern von London und Paris aus öffentlich über die Notwendigkeit eines Präventivkrieges gegen Deutschland, das Nationalsozialistische, gesprochen wurde, über die englisch-deutsche Grenze, die am Rhein liege usw., stellen wir uns vom Gesichtspunkt einer gegen Deutschland durchgeführten See- und Landblockade und ihrer Wirkung vor, wenn der Krieg damals gekommen wäre.

Vergleichen wir damit die Aussichten einer solchen See- und Landblockade jetzt und in Zukunft nach der Vereinigung Oesterreichs mit dem Reich, angesichts der deutsch-italienischen Freundschaft und der gemeinsamen Grenze und der anderen neuen deutschen Grenzen in Europa: Der gewaltige Unterschied zugunsten der Position Deutschlands liegt ohne weiteres auf der Hand. Dieses grosse Gebiet erfolgreich zu blockieren, ist ein unglaublich stacheligeres Problem, als damals die Sperre gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, nachdem auch die Verhältnisse auf und an der Balkan-Halbinsel sich politisch geändert haben und weiter ändern werden, und ebenso in den Donauländern.

Wann wäre überhaupt je der Fall in Europa dagewesen, dass zwei so eng miteinander nicht durch Zweckbündnis miteinander verbundene Grossmächte wie Deutschland und

Italien und noch dazu als Grenznachbarn zusammengestanden hätten? Und dass diese beiden Mächte seit Jahren — Deutschland durch seinen Vierjahresplan — mit aller Kraft auf wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Ausland mit hohem und sicherem Erfolg arbeiten. Deshalb auch war Mr. Eden seinerzeit so unzufrieden mit dem Vierjahresplan. Chamberlain ist klüger: er spricht nicht davon. Wir fürchten, das alte Hausmittel Englands: Blockade, um Humanität und Freiheit in der Welt zu retten, wird unter den neuen Verhältnissen nicht mehr probat sein.

Die Briten sind gute Rechner, und gute Beurteiler. Es ist kein Zweifel, dass sie gerade diesen Punkt nach seiner hohen Bedeutung bereits gewertet haben, auch ganz abgesehen davon, dass die heutigen und zukünftigen Mittel des Luftkrieges den insularen Charakter Grossbritanniens militärisch bis zu einem gewissen Grade „denaturiert“ haben.

Es würde zwecklos sein, auf Einzelheiten einzugehen, aber das ist unbezweifelbar: die Wiederherstellung des Deutschen Reichs in seiner Ganzheit durch die Vereinigung Oesterreichs mit dem Reich, das Verhältnis Deutschlands und Italiens und die durch dieses geschaffenen grossen Veränderungen im und um das Mittelmeer, auf der Balkan-Halbinsel und für die Stellung der Donauländer bedeuten schon deshalb eine ausserordentliche Stärkung des Friedens, weil sie das britische Universalmittel: Blockade zu einem fragwürdigen gemacht haben. Diese Fragwürdigkeit kann auch durch die grösste britische Flotte nicht aufgehoben werden.

Also schaffen und schaffen Deutschland und Italien Garantien gegen den europäischen Krieg. Hoffentlich werden sie genügen. („Reichswart“)

Scharfe Abrechnung Reichsministers Hess mit den Kriegshezern

Höhepunkt des Goutages Ostpreußen

Der zehnjährige Goutag in Königsberg erreichte seinen Höhepunkt mit einer Großkundgebung, auf der am 19. Juni der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Hess, vor 70.000 Männern der Parteigliederungen und des Reichsarbeitsdienstes, sowie vor 4.000 Soldaten der Wehrmacht und darüber hinaus zu den im ganzen Gau am Lausprecher versammelten Millionen ostpreussischer Männer und Frauen sprach.

In einem Vergleich der Zeit vor zehn Jahren und heute untrüg Rudolf Hess die Entwicklung, die dank des Einsatzes der alten Kampfgenossen der Gau Ostpreußen und das Reich gewonnen haben. In den Mittelpunkt der weiteren Ausführungen stellte er die Kameradschaft der Partei und der Wehrmacht.

„Angesichts der Bataillone der jungen deutschen Wehrmacht vor uns“, so sagte Rudolf Hess, „können wir gerade auch an der Geschichte unserer Armee erkennen, welche Bedeutung diese vergangenen zehn Jahre haben: ein kleines Heer war nach dem Zusammenbruch entstanden, eine Infanterie der Disziplin, aber schwach an Zahl, ohne tragende Idee. Es war vorzuziehen, daß es sorgfältig würde, wenn die rote Flut des Marxismus und Bolschewismus in den Massen des Volkes aufschwämmen würde, und es war erst recht vorzuziehen, daß dieses kleine Heer — so beschränkt in der Zahl der Maschinengewehre, beschränkt in der Zahl der Feldgeschütze, ohne schwere Artillerie, ohne Tanks, ohne Flugzeuge und all dem anderen, das zu einem modernen Heere gehört —, es war erst recht vorzuziehen, daß dieses Heer einem Gegner einen verweisenden tapferen Kampf führen, aber auf die Dauer nicht würde standhalten können. Das teuflische Instrument des Versailler Vertrages unterband ja jeden ernsthaften Versuch, zu neuer wirklicher Macht zu gelangen.“

Niemand unter den Verantwortlichen glaubte es verantworten zu können, sich über die militärischen Klauseln des Versailler Vertrages in großen Stille hinwegzusetzen, und sie hätten es auch nicht verantworten können, denn überall saßen ja die Verräter im eigenen Volke, bereit, jeden Verstoß gegen die Vertragsbestimmungen hinauszuweisen in die Welt. Im Reichstag selbst saßen sie! Sie gaben nicht eher Ruhe, bis jedes Geheimnis der Landesverteidigung vor ihnen und damit der Öffentlichkeit preisgegeben wurde — sie trieben Landesverrat unter der Biedermannsmiene des „besorgten Volkvertreter“!

Mit den geringen bewilligten finanziellen Mitteln vermochten zum Beispiel die Marineleitung nicht einmal das zu bauen an Kriegsschiffen, was uns selbst laut Versailler Vertrag zustand. Ein paar kleine Kreuzer und ein Panzerschiff stellten die gesamte moderne deutsche Flotte dar! Und auch diese wieder in ihrem Kampfwert beeinträchtigt durch die Bestimmungen von Versailles — auch diese wieder an das Ausland verraten in ihren Konstruktionsdetails, in der Geschwindigkeit, im Aktionsradius, in der Schiffsweite der Geschütze — an das Ausland verraten durch niederträchtige Parlamentsanfragen eigener sogenannter Volksvertreter. Kurz, Deutschland verfügte insgesamt über eine Streitmacht, die bis in alle Einzelheiten allen Generalläusen der Welt bekannt war, eine Streitmacht, deren Stärke kaum für einen Kleinstaat ausgereicht hätte. Deutschland wäre wehrlos geblieben, wenn es nicht die Voraussetzung geschaffen hätte für das Entstehen einer neuen großen Wehrmacht — wenn es nicht das Volk mit einem neuen Geist erfüllt hätte, mit dem Willen, sich zu wehren, wenn es nicht ein Volk der Pazifisten wieder ein Volk der Soldaten gemacht hätte — wenn Deutschland nicht den Verräteren

den Boden entzogen hätte im Volk — wenn es die Verräter nicht dorthin geschickt hätte, wohin sie gehören, in die Konzentrationslager!

Nur mit dem ganzen deutschen Volk konnte der Führer es wagen, unter Hinweisung auf den Versailler Vertrag erst heimlich aufzurufen und dann offen aufzurufen. Erst mit dem ganzen deutschen Volk konnte der Führer es wagen, die allgemeine Wehrpflicht zu erklären, konnte der Führer es wagen, in das Rheinland einzurücken und die Westgrenze zu besetzen. (Lebhafter Beifall). Erst gestützt auf das ganze deutsche Volk konnte der Führer den Flottenvertrag abschließen und an den Bau von Schiffen gehen, die wirklich alten modernen Anforderungen entsprechen. Erst mit dem gesamten deutschen Volk vermochte der Führer eine der stärksten Luftwaffen der Welt aufzubauen!

Der Geist des Volkes steht hinter der Wehrmacht.

Was hätte der Reichstag früherer Sorte gesagt, wenn der Führer auch nur den zehnten Teil dessen für den Aufbau der Wehrmacht als Forderung aufgestellt hätte, was er tatsächlich baute! Im Reichstag der Abgeordneten des Volksverrats wären vier vermutlich heute nach fünf Jahren mit der Debatte über die erste Rate noch nicht fertig. Unsere Wehrmacht wäre noch immer ein schwacher Notbehelf! So aber besitzen wir eine Wehrmacht, von der niemand mehr Zweifel hegt, daß sie eben kein Notbehelf ist. Wir sind nicht zuletzt stark, weil der Geist des Volkes hinter der Wehrmacht besser ist denn je.

„Die letzten Wochen erst“, so führte Rudolf Hess weiter aus, „hätten wieder bewiesen, wie gut die deutsche Führung sei. Die Güte dieser Führung hätte sich gezeigt in der Tat und vor allem auch im Nichtstun! Dieses „Nichtstun“, dieses Nichtprovozierenlassen bedeutete die Wahrung des Friedens für uns und ganz Europa.“

Wir wissen, daß zur gleichen Zeit anderwärts Mobilisierungsbefehle auf Schreibtischen lagen! Hätte das Tun anderwärts wirklich zum Krieg geführt, wie die Propaganda erhoffen: das Ergebnis wäre gewesen, daß die Tätigkeit von vielleicht Millionen auf Zerstörern umgestellt worden wäre — auf Zerstörern mit den raffiniertesten und furchtbarsten Mitteln, die je Menschenhände für diesen Zweck erdachten. Wer den Weltkrieg an der Front miterlebt hat, habe einen Begriff bekommen von der Fähigkeit der modernen Menschen im Zerstören, wenn seine Tätigkeit auf Zerstören konzentriert wird!

Nicht umsonst habe ich, so betonte Rudolf Hess, bereits vor Jahren von hier aus mich an die Frontkämpfer der Welt gewandt mit einem Appell, zusammenzuwirken, auf daß eine zweite Katastrophe dieser Art verhindert wird. Ich wußte, daß dieser Appell bei den Frontkämpfern auf fruchtbaren Boden gefallen! Aus allen Teilen der Welt kam die Zustimmung, und erst letzte Tage waren Frontkämpfer aus Südafrika bei mir in Berlin zu Gast, die ihre Fahrt über die Schlachtfelder Frankreichs nach Deutschland eine Pilgerfahrt nannten, getragen vom „guten Willen“. Ich wünschte, der gute Wille würde auf allen Seiten den Sieg davontragen.

Aber leider ist dieser gute Wille nicht überall vorhanden! Wie sehr man sich in der übrigen Welt bemüht, uns immer wieder klarzumachen, daß dieses neue Deutschland sich nicht der Liebe aller erfreut — das wissen wir.

Und wenn ich feststellte, daß die neue Wehr-

macht nicht hätte entstehen können ohne das deutsche Volk, so wissen wir auch, daß andererseits die neue Organisation auf die Dauer nicht bestehen könnte ohne diese neue Wehrmacht. Gerade diese Errungenschaften des neuen Deutschlands sind es, die vielerorts mit höchstem Mißfallen betrachtet werden. Man sagt sich: „Die reden ja nicht nur vom Sozialismus, sondern sind in der Tat Sozialisten! Wohin soll das führen, wenn das Schicksal macht! Wohin soll das führen, wenn die eigenen Arbeiter eines Tages auch Schönheit der Arbeit, Kitz-Reisen, Theateraufführungen, billige Volkswagen usw. fordern!“

Wir sind wahre Sozialisten.

Und gerade die sogenannten sozialistischen Staaten sind es, die uns mit dem meisten Haß bedenkeln! Wer die Auswirkungen ihres angeblichen Sozialismus kennt, den wundert es nicht, daß sie uns hassen, die wir wahre Sozialisten sind. Bei uns gibt es kein Stachanow-System — ein Anreizsystem, das trotz allem den Verfall nicht aufhält und den Hunger nicht verhindert. Wir bringen nicht allmählich alle Landsleute um, die in Auslande waren und ein Bild im Kopfe tragen, mit dem die Zustände im eigenen Lande nicht verträglich werden dürfen. Das marxistisch-bolschewistische Regime aber tut es!

Für sicheres aber hält man es dort anscheinend noch, die Staaten des wirklichen Sozialismus, wenn irgend möglich, zu vernichten, um mit ihnen die Beispiele aus der Welt zu schaffen, wie wirklicher Sozialismus aussieht. Wir wissen, aus welchen Quellen die Kriegshege gegen Deutschland und gegen Italien gespeist wird! Aber sie werden uns nicht umbringen! Diese beiden Staaten stehen zusammen im Bewußtsein der gemeinsamen Gegner, innerlich verbunden durch gemeinsame große Ideen, getragen vom Vertrauen und der Freundschaft ihrer Führer untereinander.

Ihr hier in Ostpreußen, so rief Rudolf Hess unter der begeisterten Zustimmung der Massen aus, steht auf Vorposten gegen den Bolschewismus! Ich weiß, dieser Vorposten ist zu einem guten Volkswort ansgebaut, weil ihr Ostpreußen ein Volk der Soldaten seid. o wie in Ostpreußen sich Trauerburgen aus alter Zeit erheben, so ist ganz Ostpreußen zu einer Trutzburg geworden! Braun und grau steht ihr vor mir, die Befähigung dieser Trutzburg.

Ihr bringt zum Ausdruck, daß ihr so, wie ihr gleichsam symbolisch zusammensteht, auch stets zusammenhaltet, auch einander ergänzt:

Die Wehrmacht als Schutz gegen den Versuch eines Feindes, von außen anzugreifen, die Partei als Schutz vor dem Verstand des Feindes, im Innern einzudringen!

Gegenseitig beeinflusst ihr euch mit soldatischem Geiste, mit dem Geiste der neuen Weltanschauung. Ihr steht gemeinsam und ihr marschiert gemeinsam und ihr marschiert gemeinsam Seite an Seite für Führer und Reich! Die einen sind ohne die anderen auf die Dauer nicht denkbar.“

Zum Schluß seiner Ansprache erinnerte der Stellvertreter des Führers an die historische Tradition Ostpreußens: „Tauroggen rettete Preußen und legte damit einen Grundstein zum Großdeutschen Reich das heute Erfüllung wird. Tannenberg rettete Deutschland vor der Vernichtung von Osten her, und einer Sozialismus, Parteigenossen und Kameraden der Armee, sichern es heute.“

Rudolf Hess schloß seine eindrucksvolle Ansprache mit einem Gruß an den Führer, an den Mann, dem wie die Größe unseres Landes und Volkes, den Inhalt unseres Lebens, die Größe unserer Weltanschauung, die glückliche Zukunft unserer Kinder danken.“

Putz umfropft

Das Wichtigste der Woche

22. Juni. — Wie von massgeblicher Seite der sudetendeutschen Bewegung erklärt wird, ist das schon vor Monaten angekündigte Nationalitäten-Statut der sudetendeutschen Partei bis heute noch nicht vorgelegt worden. Betreffs der Verhandlungen wird weiter bekannt, dass die Regierung an alle Zeitungen eine Anweisung erteilt hat, über den Gang der Verhandlungen nur amtliche Berichte zu veröffentlichen.

Infolge der noch immer andauernden Ueberschwemmungskatastrophe im Gebiet des Gelben Flusses hat sich die Kampftätigkeit zwischen den japanischen und chinesischen Truppen noch nicht wie vorher entwickeln können.

23. Juni. — Der „Reichsanzeiger“ verkündete ein Gesetz, wonach alle Ueberfälle auf Kraftwagen, soweit sie in räuberischer Absicht verübt werden, mit der Todesstrafe geahndet werden.

Zwei Minderjährige und ein Erwachsener hatten in Berlin in der Nacht zum 17. Juni die Schaufenterscheibe eines jüdischen Geschäftes zerschlagen und aus der Auslage Hemden und Strümpfe entwendet. Amtswalter der Partei gelang es, die Täter festzunehmen, die zu Gefängnisstrafen von 5 und 6 Monaten verurteilt wurden. Die Ware wurde dem jüdischen Geschäftsinhaber wieder zugestellt.

Zu Ehren und zum Gedächtnis des Erneuerers des olympischen Gedankens, des Franzosen Baron Pierre de Coubertin, wurde in Baden-Baden ein Denkmal enthüllt.

Sowjet-Russland hat auf den Werften in Leningrad mit dem Bau von 10 neuen Unter-

seebooten begonnen, die hauptsächlich im Baltischen Meer stationiert sein sollen.

24. Juni. — Die ungarische Zeitung „Nemzet“ lässt sich aus Paris berichten, dass Otto von Habsburg gegen den Willen seiner Mutter Zita eine Studienfreundin, Tochter eines französischen Staatsbeamten, heiraten und anschliessend nach der argentinischen Provinz Santa Fe auswandern will, wo er bereits einen Rancho gekauft habe.

Gegen zwei Juden, die auf einen mit Arabern besetzten Autobus einen Anschlag verübt haben, wurde in Jerusalem von einem englischen Kriegsgericht das Todesurteil ausgesprochen. — Bei einer Schiesserei zwischen Arabern und Juden in Jaffa wurden drei Araber getötet.

Die englische Zeitung „News Chronicle“ meldet aus Valencia, dass dort sämtliche Kaffeehäuser, Kinos und Bars geschlossen wurden, damit das gesamte Personal zu Verteidigungszwecken herangezogen werden kann. Die Verteidigung Valencias soll nach Aeusserungen der Rotspanier unter dem Schlagwort stehen: „Valencia — ein zweites Madrid“.

25. Juni. — Die spanischen Bolschewisten in Barcelona haben dem französischen Botschafter mitgeteilt, er möge seine Regierung wissen lassen, dass alle weiteren Luftangriffe auf rotspanische Städte mit Vergeltungsmassnahmen auch auf die Städte der Freunde des General Franco, also Italien und Deutschland, erwidert würden. Die französische Regierung hat darauf umgehend amtlich bekanntgegeben, dass sie den in Barcelona Regierenden Mässigung und Vernunft angeraten habe, da sonst die Folgen auf die internationale Lage unabsehbar sein würden.

Auf Grund der Hamburger Hafenstatistik veröffentlicht das „Berliner Tageblatt“ Angaben über die jüdische Auswanderung aus Deutschland. Danach waren im Jahre 1937 54 Prozent aller nach Uebersee ausgewanderten Personen Juden (8452). Diese kamen hauptsächlich aus Hessen-Nassau, der Rheinprovinz, den süddeutschen Ländern sowie aus Hamburg und Berlin. Von diesen Juden gingen allein nach den Vereinigten Staaten 5630, nach Argentinien 1135 und nach dem übrigen Südamerika 899.

Anlässlich der 550-Jahr-Feier der Universität Köln wurde der Grundstein für ein grosses Studentenhaus gelegt.

26. Juni. — In Rom wurde im Beisein von Vertretern aus 72 Staaten der dritte Weltkongress „Arbeit und Freude“ eröffnet. Dr. Ley, der zum Vizepräsidenten des Kongresses gewählt wurde, sprach als Erster über die Ziele der Freizeitgestaltung.

Der erste Band der neuen ungarischen Jugendgesetzgebung wurde unter der amtlichen Bezeichnung „Gesetz zur Sicherung des wirtschaftlichen und sozialen Gleichgewichts“ veröffentlicht. Er regelt das Studium für Mediziner, Juristen und Ingenieure und ordnet an, dass solange der jüdische Studentenanteil 20 Prozent aller Studierenden übersteigt, immer nur 5 Prozent neue jüdische Studenten zugelassen werden.

Die römische Zeitschrift „Rassegna Italiana“ beschäftigt sich mit der Stärke der italienischen Wehrmacht und stellt hierzu fest, dass Italien gegenwärtig rund 9,8 Millionen Soldaten im Alter von 18 bis 25 Jahren mobil machen könne; hierzu kämen noch 2,3 Millionen aus den nordafrikanischen Provinzen.

Die italienische Presse antwortet auf die Bombardierungsabsichten der roten Spanier einmütig, dass bei einer Verwirklichung dieser Drohung nicht nur die Stunden, sondern die Minuten Barcelonas gezählt wären. — Die englische Zeitung „Daily Mail“ macht gleichfalls Moskau für die neuen Drohungen der spanischen Bolschewisten verantwortlich.

27. Juni. — Als Einleitung des Deutsch-brasilianischen Aerztekongresses, der die von der Deutsch-Iberoamerikanischen Aerzte-Akademie eingeladenen brasilianischen Aerzte durch Deutschland führen wird, fand im Iberoamerikanischen Institut ein Empfang statt, an dem auch der brasilianische Botschafter Dr. Muniz de Aragao teilnahm.

In Mitteleuropa, besonders in Ungarn, herrscht zurzeit eine grosse Hitzewelle. Es wurden bis zu 38 Grad Celsius im Schatten gemeldet.

Im englischen Unterhaus wurde die Frage besprochen, die englischen Handelsschiffe im Mittelmeer mit Maschinengewehren oder Flakgeschützen zu bestücken. Das würde allerdings, wie gleichfalls betont wurde, eine bauliche Aenderung der Schiffe bedingen.

28. Juni. — Auf Einladung der Deutschen Zeppelin-Reeder-Gesellschaft wird der bekannte nordamerikanische Luftfahrtsachverständige Commander Rosendahl an den Feiern zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des Grafen Zeppelin teilnehmen.

In Memel kam es bei der Ankunft des fahrplanmässigen Dampfers „Hansestadt Danzig“ zu bedauernden Ausschreitungen litauischer Hafenarbeiter, die mit Steinen in die Menge der Deutschen warfen und auch nach der Polizei schossen, die erst nach Vorgehen mit der blanken Waffe die Ruhe wieder herstellen konnte.

Zweitausend Vertreter der Tschechen in Wien erkühnten sich auf dem 10. Sokol-Kongress in Prag zu dem Ruf „Es lebe das tschechoslowakische Wien!“ Dieser phantastische Ausruf wird in der deutschen Presse gebührend besprochen.

Die Presse im Reich stellt anlässlich des heutigen 19. Jahrestages der Unterzeichnung des Zwangsdiktats von Versailles fest, dass gerade Versailles dazu geführt habe, Grossdeutschland erstehen zu lassen.

Der italienisch-französische Gegensatz

Von unserem Mitarbeiter Dr. Kurt Jhlefeld, Paris

Die unhaltbare Lage im Brennpunkt der widerstreitenden Interessen in Tunesien

Nachdem zwischen Italien und England eine großzügige Verständigung auf weite Sicht gelungen ist, erhebt sich die Frage, ob ein entsprechendes Übereinkommen auch zwischen Rom und Paris möglich ist. Es liegt sich auch noch die Frage hinzufügen, inwieweit auf beiden Seiten überhaupt ein ähnlicher Wille, unbedingt zu einem Ziel zu gelangen, festgestellt werden kann. Zweifellos ist der französische Gegensatz zu Italien ein grundlegender und dauerhafter, der immer nur vorübergehend überbrückt werden konnte, soweit die französische Regierung bereit war, die lebenswichtigen italienischen Ansprüche in kleinen Portionen zu erfüllen.

Die Interessensphären und -linien beider Staaten schneiden sich in zahlreichen Punkten des Mittelmeerraums. Sie treffen sich dort, wo in nord-südlicher Richtung die Route Marseille-Magier Frankreichs nordafrikanisches Kolonialreich mit dem Mutterlande verbindet und im Kriegesfall den Nachschub an Kolonialtruppen sicherstellen soll, und wo in west-südlicher Richtung durch die Straße von Gibraltar und von Spanien her italienische Handelschiffe Kohlen, Öl und Rohstoffe nach Genua und Neapel in das brennstoffarme Italien führen. Das zähe Ringen um die Flottenparität hängt mit dieser Frage zusammen. Aus Sorge um die Aufrechterhaltung seiner Verbindung mit Nordafrika wacht Frankreich ängstlich darüber, daß es die Überlegenheit über die italienische Flotte nicht verliert. Die Einflussgebiete stoßen sich im östlichen Mittelmeer, wo Italien auf dem Dodekanes Fuß gefaßt hat, und Frankreich das Mandat über Syrien besitzt. Die französischen Säden, die nach Prag, Bukarest und Moskau gezogen sind, kreuzen sich mit den italienischen nach Budapest und Ankara. Der Brennpunkt des beiderseitigen Gegensatzes aber befindet sich in Tunis, wo Nordafrika der Apennin-Halbinsel geographisch am nächsten kommt, und wohin sich der Strom des italienischen Bevölkerungszuwachses jahrzehntelang in erster Linie ergossen hat.

Es ist bekannt, daß Bismarck nach dem Frankfurter Frieden die französischen Bestrebungen nach Vergrößerung und Abrundung des nordafrikanischen Kolonialbesitzes in weiser Voraussicht unterstützte hat. Er hielt es für klug, die Revanchegedanken des besiegten Gegners auf andere Tätigkeitsgebiete abzulenken, dem verletzten Stolz die Möglichkeit zur Erringung neuer Lorbeeren zu eröffnen. In der Tat schien es so, als ob die Franzosen über der verlockenden Aufgabe, in Nordafrika ein großes französisches Kolonialreich zu errichten, den Verlust Elsass-Lothringens verschmerzen und vergessen würden. Von dem französischen Außenminister Waddington, der an dem Berliner Kongreß teilnahm und dort von Bismarck entsprechende Anregungen erhielt, wurde diese Politik der Abkehr von der Revancheidee und verstärkten Aktivität auf kolonialpolitischen Gebiet eingeleitet. Ihr erbitterter Gegner war der jüdische Bastard Gambetta, dessen Revanche-fanatizismus in seinem geflügelten Ausspruch: „Immer daran denken, nie davon reden!“ zum Ausdruck kam. Im September 1880 stürzte er das Kabinett Freycinet und im November 1881 das Kabinett Ferry, welche beide die von Waddington eingeleitete Politik fortzusetzen versuchten. In jene Zeit fällt die Erwerbung von Tunesien. Im Frühjahr 1881 wurde die Hauptstadt und Residenz des Beys Sidi Sadok, Tunis, besetzt und das Land durch den Bardovertrag vom 12. Mai dieses Jahres der französischen Schutzherrschaft unterstellt. Frankreich war damals gerade noch den italienischen Absichten, die das gleiche Ziel verfolgten, zuvorgekommen. Für die Regierung in Rom wurde die Enttäufung darüber der Anlaß zu dem Eintritt in den Dreihand mit dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn.

Schon bei unserem ersten Besuch im Frühjahr 1930 erschien uns der starke italienische Einschlag in Tunesien, besonders in der Hauptstadt Tunis, unverkennbar. Die italienische und französische Sprache halten sich die Waage. Während es den Franzosen im ganzen übrigen Nordafrika gelungen ist, die große Mehrheit der europäischen Ausländer soweit zu assimilieren, daß alle Weißen durchweg französisch sprechen, halten die Italiener in Tunis hartnäckig an ihrer Muttersprache fest. Dieser Widerstand wird auf die natürlichste Weise durch die starken Wechselbeziehungen zu dem nahen Italien genährt, materiell und ideell. Faschistische Vereine aus Italien besuchen in geschlossenen Gruppen Tunesien und stärken dort das italienische Element. Schwarzhäutigen und faschistische Abzeichen sind überall anzutreffen. Die italienische Flagge weht neben der Tricolore und dem Araberhalmond auf den Häusern der Stadt. Im Straßenbild überwiegt der italienische Fiat-Wagen in demselben Maße, wie Fes und Algier von französischen Wagen beherrscht sind. Ueberhaupt ist der äußere Eindruck von Tunis im Vergleich zu den beiden anderen Metropolen Nordafrikas ein europäischer und sehr wohlhabender. Die Araber erscheinen sanfter und zivilisierter als die algerischen und marokkanischen. Den Turban haben sie mit dem gefälligeren Fes vertauscht, und statt des weißen Burmus steht man fast nur europäische Jackentanzüge. Die Tiefebene vor Tunis ist noch äppiger und kultivierter als die Küstenlandschaft von Algerien, und die schönen, schloßartigen Guts-

häuser haben beinahe mitteleuropäisches Gepräge.

Im ganzen Nordafrika befinden sich die Franzosen nicht nur gegenüber den Eingeborenen, sondern auch gegenüber den übrigen europäischen Bewohnern in der Minderzahl. Ganz besonders aber zeigt sich der völlig ungenügende Nachschub französischer Bevölkerung in Tunesien. Im Jahre des Bardovertrages (1881) gab es dort 708 Franzosen. Ihre Zahl ist seitdem in folgender Etappen angewachsen: 1891 — 9973, 1901 — 24 201, 1911 — 46 044, 1921 — 54 476, 1931 — 91 427, 1938 — 108 000. Dieses Wachstum würde an sich genügen, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre. Tatsächlich wurde es nur durch eine maßlose Naturalisation erreicht. Bis zu 3300 nichtfranzösische Bewohner des Landes wurden in einem Jahre zu Franzosen gestempelt (1925). Von den Naturalisierten stellen die Italiener ungefähr die Hälfte, die tunesischen jedoch die ganz besonders auf die Erringung des französischen Bürgerrechts erpicht sind, ein Viertel, der Rest sind Malteser, Russen, einige Deutsche und andere. Während in den ersten Jahrzehnten auch viele Araber naturalisiert wurden, haben sich diese seit dem Weltkrieg energisch dagegen zur Wehr gesetzt, insbesondere seitdem die Freiheitsbewegung der Destur entstanden ist, und jenen Arabern, welche das französische Bürgerrecht erworben haben, die Vestattung auf den mohammedanischen Friedhöfen verweigert wurde.

Bei den oben genannten Wachstumszahlen ist ferner zu berücksichtigen, daß die Geburtenhäufigkeit bei den naturalisierten Italienern und Juden, die sich durch diesen Uebertritt eine gewisse Bevorzugung von Seiten der französischen Behörden verdienen und vielfach zu Wohlstand gelangten, besonders groß ist; so wurde bei der letzten Erhebung eine Geburtenziffer von 32 pro Tausend genannt. Jedenfalls hat die Volkszählung des Jahres 1931 ergeben, daß es an echten Franzosen in ganz Tunesien nur 27 742 gibt. Ferner ist noch bemerkenswert, daß von den gesamten Franzosen, d. h. einschließlich der naturalisierten, nur 3180 oder 3,3 Prozent in dem Haupterwerbszweig des Landes, der Landwirtschaft, beschäftigt sind. Die eigentlichen Franzosen sind fast nur Verwaltungsbeamte und Kaufleute, die in Tunesien gut verdienen wollen, um dann mit dem erparten Gelde nach Frankreich zurückzukehren. Von einem bodenständigen französischen Bauerntum kann überhaupt nicht die Rede sein.

Aber auch an der schweren wirtschaftlichen Krise, von der das nordafrikanische Kolonialreich und insbesondere Tunesien geschüttelt wird und welche die politische Spannung so außerordentlich verschärft, tragen die französischen Verwalter ein gewisses Mäß von Schuld. Nicht daß ihnen zum Vorwurf gemacht werden sollte, sie hätten Raubbau getrieben, was sie übrigens in den einliegenden Kolonien ihres Reiches zweifellos getan haben. Aber sie haben in Zeiten außergewöhnlicher Konjunktur aus Profitgier den Anbau bestimmter Kulturen derartig übertrieben, daß die schmerzhaftesten Rückschläge nicht ausbleiben konnten. Hätte man dagegen rechtzeitig dafür gesorgt, daß sich

nicht einzelne selbstfüchtige Konjunkturritter an unverhältnismäßig hohen, aber notwendigerweise vorübergehenden Gewinnen bereicherten, sondern daß schon in jenen günstigen Jahren der Anbau von krisenfesten Kulturen in Angriff genommen wurde, wäre man nicht in die wirtschaftliche Sackgasse geraten, aus der jetzt niemand herauszufinden vermag.

Nehmen wir ein Beispiel: Die französische Regierung hat vor dem Kriege in Tunesien den Weinbau begünstigt, da die Erzeugung im Inlande infolge der Reblauschäden vorübergehend stark zurückgegangen war und die Konjunktur für Wein damals recht gut zu werden versprach. Die Anbaufläche in Tunesien stieg daher von 1 100 Hektar im Jahre 1881 auf etwa 50 000 Hektar, die heute 1,2 bis 2 Millionen Hektoliter Wein jährlich liefern. Der Gesamtwert der tunesischen Weingärten wird gegenwärtig auf rund 1 Milliarde Franken geschätzt. Im Lande selbst wird verhältnismäßig wenig Wein getrunken. Den Arabern verbieten die strengen mohammedanischen Vorschriften den Genuß alkoholischer Getränke. Jedemfalls bleiben in Tunesien selbst nur wenig mehr als 300 000 Hektoliter. Für den Rest sind die Weinbauern auf Ausfuhr angewiesen. Sie erwarten natürlich, daß das Mutterland ihnen, wie ehemals, ihren überschüssigen Wein abnimmt. Das Mutterland leidet aber seit dem Kriegsende sehr an Ueberproduktion. Und da ihm das Fremd näher ist als der Rock, hat es durch sein Parlament, in dem es keine tunesischen Abgeordneten gibt, Zollmaßnahmen beschließen lassen, durch welche der Zulandwein vor der Konkurrenz aus den Kolonien geschützt wird.

Durch Gesetz vom 30. März 1928 und 28. Juli 1933 ist festgesetzt worden, daß nur 550 000 Hektoliter tunesischen Weins jährlich zollfrei nach Frankreich eingeführt werden dürfen. Für ein weiteres Kontingent von 500 000 Hektoliter ist ein Zollsaß von 42 Franken (bei einem Verkaufspreis von nur 55—60 Franken!), für jede weitere Einfuhr ein Zollsaß von 84 Franken pro Hektoliter zu bezahlen. Um nicht auf den Hektoliter bei dem Zollsaß von 84 noch 20 bis 25 Franken zuzuzahlen, blieb den armen tunesischen Bauern nichts anderes übrig, als den Wein in die Gasse zu schütten, da auch in den Kellern kein Platz mehr zur Verfügung stand, denn von den letzten Ernten sind über eine Million Hektoliter, also fast ein ganzer Jahresertrag, unverkauft. Der französische Generalresident hat nun durch Verordnung vom 5. Mai 1935 jede Neuanlage von Weingärten verboten und weiterhin nach Eisenbarischer Manier angeordnet, daß auf fast einem Drittel der Gesamtanbaufläche, nämlich 15 000 Hektar, alle Weinstöcke wieder herauszureißen sind. Das ist etwa so, als wenn der Arzt dem Patienten, der über Zahmweh klagt, den Kopf abhackt. Hätte die französische Verwaltung rechtzeitig dafür Sorge getragen, daß Kulturen angepflanzt wurden, die das Mutterland aus fremden Ueberseegebieten einführen muß, würde man die gegenwärtige katastrophale Lage vermieden haben.

Die Verteidigung des Protektorats

Das römische Abkommen von 1935 - Französische Bauern lassen sich nicht aus dem Boden stampfen

Die Franzosen sind sich nicht im Unklaren darüber, wie schwach ihre Stellung in Tunesien ist. Sie haben bisher gerade diesen vorgeschobenen Posten ihres nordafrikanischen Reiches mit äußerster Zähigkeit verteidigt. Um von den Italienern die Anerkennung der französischen Schutzherrschaft über Tunesien zu erhalten, fanden sie sich zu jenem Niederlassungsvertrag von 1896 herbei, der den Italienern dieselben Autonomierechte einräumte, welche sie vor dem französischen Protektorat in Tunesien genossen. Der Vertrag wurde 1906 noch einmal auf zehn Jahre verlängert; weil die italienische Freundschaft im Algerias-Jahr nicht zu entbehren war. Nachdem die italienische Bevölkerung indessen zehn Jahre später bereits auf 80 000 Köpfe angewachsen war, kündigte die französische Regierung am 9. März 1918, noch mitten im Weltkrieg, den Vertrag. Seitdem und auf den italienischen Protest hin wurden die Bestimmungen des Vertrages jeweils alle drei Monate erneuert, während die Vorrechte der Italiener immer mehr — so durch ein zur Besatzungung der Naturalisierung von Ausländern erlassenes Gesetz von 1923 — eingeschränkt wurden.

Nachdem Mussolini die Macht errungen hatte, ist er mit außerordentlicher Schärfe für die italienischen Autonomierechte in Tunesien eingetreten. Um die Franzosen zum Nachgeben zu bewegen, stellte er sich schließlich, zuerst durch seine Sprechere vom 5. Juni 1929, auf die Seite derjenigen Staaten, welche die Forderung nach der Revision der Friedensverträge auf ihr Panier geschrieben hatten. Während man in Paris die italienischen Drohungen zunächst mit der Bewilligung einiger Milliarden für die Auffüllung der Arsenale und den Bau von Befestigungen an der Apenninengrenze beantwortet hatte, hielt man es schließlich doch für geboten, ernsthafte Anstrengungen zu machen, um Italien von der unbequemen Mächtigengruppe

der Revisionisten fernzuhalten. Der Botschafter Beaumarchais, in besonderer Mission nach Rom entsandt, bot im Herbst 1928 den Italienern in Tunesien die Anwendung des britischen Systems in Malta an. Danach sollte die in Tunesien geborene erste Generation italienisch bleiben. Die zweite sollte für Frankreich oder Italien optieren können, wohingegen die dritte französisch werden sollte. Diese Vorschläge genügten dem italienischen Regierungschef keineswegs. Er blieb bei seiner Forderung, daß seine Landsleute in Tunesien eine Sonderstellung einnehmen, über eigene Schulen verfügen, italienische Staatsangehörige bleiben müßten und insbesondere nicht zum französischen Militärdienst eingezogen werden dürften.

Den Italienern waren im Londoner Vertrag vom 26. April 1915, der sie dazu bewog, an der Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten, laut Artikel 13 einige „compensations equitables“ zugesagt, das heißt equitables im Vergleich zu der Innehabung der deutschen Kolonien durch England und Frankreich, die damals schon beschlossene Sache war. Wie um manche andere Ansprüche, so wurde Italien zum größten Teil auch um die kolonialen bei den Friedensverhandlungen von 1919 betrogen. In einem Abkommen desselben Jahres trat Frankreich die Karawanenstraßen von Ghadames nach Abhat nebst einigen Oasen und einem Teil des Gebietes von Fessan bis zum Tummelgebirge, insgesamt etwa 100 000 Quadratkilometer, an die Italiener ab, eine Ueberwertung zweifelhaften Wertes, da sich das ganze Gebiet damals noch in den Händen der aufständischen Senussi befand. Von den Engländern erhielt Italien 1924 ein Stück des Schabalandes, das an Italienisch-Somaliland grenzt, zwei Jahre später schließlich durch ein Abkommen vom 20. Juni 1924 jenen libyschen Keil, der sich längs des 22. Breitengrades zwischen Libyen und Fran-

zösisch-Äquatorialafrika hineinzwängte. Man konnte es den Italienern nicht verdenken, wenn sie die ziemlich wertlosen Wüstenstriche nicht als „equitables“ anfaßen. Sie verlangten, insbesondere von Frankreich, nicht nur einen Zugang zum Tschad-See, sondern auch eine Verbindung zum Golf von Guinea. Als Rechtsnachfolger der Türkei in Nordafrika (nach dem erfolgreichen Waffengang mit den Türken und der Besitzergreifung Tripolitaniens 1911) hatten sie ihrer Meinung nach Anspruch auf das Sultanat Borku und das dazwischen liegende Gebiet von Tibesti. Die Franzosen haben jedoch allen diesen Forderungen ein entscheidendes Nein entgegengesetzt, da sonst durch das französische Kolonialreich ein italienischer Korridor geführt worden wäre, der französisch-Äquatorialafrika von Französisch-Nord- und Westafrika getrennt hätte. Mussolini mußte sich schließlich fügen, daß er letzten Endes überhaupt nichts mehr bekommen würde, wenn er weiter auf seinen Forderungen beharrte.

So kam es dann zu dem römischen Abkommen zwischen Mussolini und Laval vom 7. Januar 1935. Der italienische Regierungschef veräußerte in diesem Abkommen sämtliche Ansprüche aus dem Artikel 13 des Londoner Kriegsbeitrittsvertrages gegen zwei weitere französische Gebietsabtretungen, die im Vergleich zu den italienischen Forderungen recht mager ausgefallen sind. Italien erhielt an der Südgrenze Libyens im Gebiet von Tibesti einen weiteren Wüstenstreifen, der zwar 114 000 Quadratkilometer, also die Fläche von Bayern, Quäntenberg und Baden zusammengekommen, umfaßt, in dem aber nur eine Nomadenbevölkerung von 7 000 bis 8 000 Beduinen notwendige Nahrung findet. Das strategisch wichtige Gebirge von Tibesti verblieb auf Wunsch des französischen Generalstabes bei Frankreich. Außerdem wurde von Französisch-Somaliland ein Stück von 800 Quadratkilometer, an der Straße von Bab-el-Mandeb gelegen, an die italienische Kolonie Eritrea abgetreten. Schließlich erhielt Italien 25 000 Aktien der Gesellschaft, welche die Eisenbahnlinie von Djibuti nach Addis-Abeba betreibt, wobei indessen die französische Mehrheit reichlich gewahrt blieb, da das überreichte Aktienpaket noch nicht ein Zehntel des gesamten Kapitals darstellt. Außerordentlich bemerkenswert bei diesen Gebietsabtretungen war das öffentliche französische Bestreben, die italienischen Wünsche vom Tschad-See abzuwenden und sie zum oberen Nil hin zu richten, wo Frankreich 1898 mit England ins Gehege kam.

Das Opfer der französischen Gebietsabtretungen wurde ferner noch dadurch gemindert, daß Laval von Mussolini bezüglich der italienischen Vorrechte in Tunesien eine Uebergangsregelung einhandelte. Bis 1945 behalten die italienischen Kinder ihre Staatsangehörigkeit. In der Zeit von 1945 bis 1965 müssen sie für Frankreich oder Italien optieren. Nach Ablauf dieses Zeitraumes sollen sämtliche italienischen Vorrechte erloschen sein. Es wird dann keine italienischen Schulen mehr geben. Die italienischen Kinder sind von Geburt an Franzosen. Alle Sonderrechte im Rechtswesen und in der Verwaltung kommen in Fortfall. Damit würde dann auch in Tunesien der Schlüsselstein der unbeschränkten französischen Souveränität gesetzt sein. Zur Sicherung seines nordafrikanischen Kolonialreiches ist Frankreich kein Opfer zu groß. 1912 erkaufte es die deutsche Anerkennung der französischen Schutzherrschaft über Marokko durch die umfangreichen Abtretungen am Kongo. Jetzt waren ihm weite Strecken seines Kolonialgebietes in Ostafrika nicht zu teuer, um seine Souveränitätsrechte in Tunis zu vervollständigen.

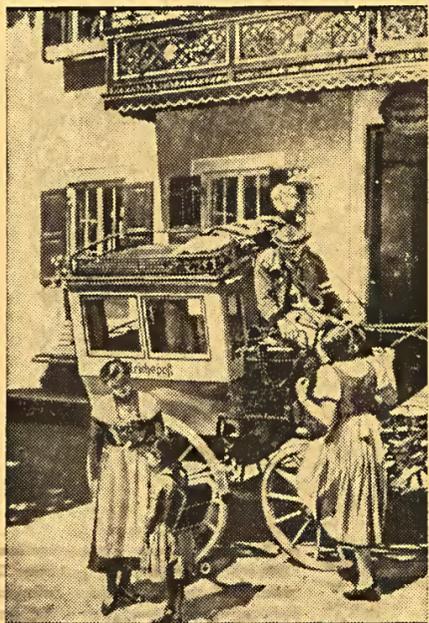
Was aber mochte Mussolini zu dieser Regelung bewegen haben? Er konnte es schließlich nicht verhindern, wenn der Vertrag von 1896, der in den letzten Jahren nur noch provisorisch verlängert worden war, von den Franzosen endgültig gekündigt wurde. Außerdem waren die italienischen Sonderrechte durch verschiedene Maßnahmen der französischen Verwaltung zum größten Teil bereits entwertet. Andererseits ist die Frist von 50 Jahren eine lange Zeit, an deren Anfang bereits die Erwerbung von Abessinien steht. Mussolini kennt die Mißwirtschaft der französischen Verwaltung und die Autonomiebewegung der Bevölkerung. Auch weiß er, daß sich seine Landsleute nicht so leicht assimilieren lassen, auch wenn sie äußerlich Franzosen werden. Schon heute stehen rund 180 000 Italiener — wenn wir die naturalisierten einmal mitrechnen — nur etwa 30 000 echten Franzosen gegenüber. Dieses Mißverhältnis wird sich in der Zukunft noch vergrößern. Mit welchem Ende? Es lassen sich keine französischen Bauern aus dem Boden stampfen. Schon im Mutterlande reicht die Bevölkerung zur Besiedelung und Nutzung des Bodens nicht aus. Für Frankreich ist die Frage des italienisch-französischen Gegensatzes in Tunis ein unlösbares Problem. Es liegt in den räumlichen und bevölkerungsmäßigen Gegebenheiten begründet.

(Schluß folgt.)

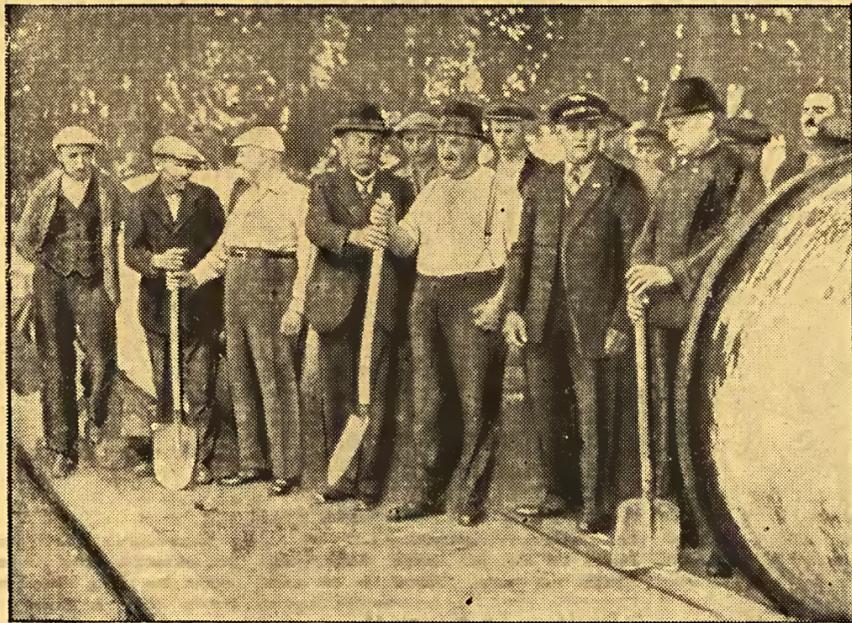
Unverhofft kommt oft

Im guten wie schlechten Sinne. Eben noch hat man geglaubt, die innere Abkühlung durch einen eiskalten Schoppen erreicht zu haben, und schon zeigt ein hartnäckiger Durchfall, wie unvorsichtig man gewesen ist. Es gibt Leute, die meinen, Durchfall sei keine Krankheit, die man behandeln müsse, es sei denn mit Geduld und Abwarten. Es wird zu leicht vergessen, daß ein Durchfall nicht immer harmloser Natur zu sein braucht. Deshalb ist es viel richtiger, gleich etwas dagegen zu tun, indem Eldoformio genommen wird. Eldoformio ist eines der bewährtesten Bayer-Produkte. Eldoformio reguliert die Verdauung sofort und verhindert dadurch, daß der Durchfall bössartige Formen annimmt.

DIE BILDER DER WOCHE



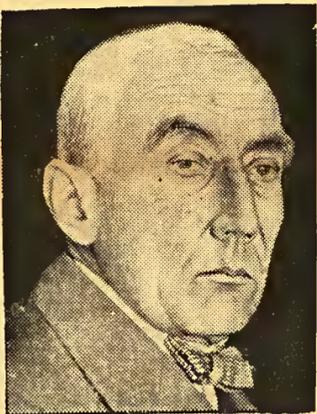
Die Postkutsche kehrt wieder. — Vor einiger Zeit äusserte Reichspostminister Dr. Ing. e. h. Ohnesorge die Absicht, dass er die Romantik der alten Postkutsche nicht aussterben lassen wolle, um die Erinnerung an die historische Entwicklung und die Blütezeit der Personenbeförderung über Land durch die Post wachzuhalten. Voraussichtlich schon im August dieses Jahres werden die beiden ersten Pferdeposten in Betrieb genommen, 13 weitere Personenposten in allen landschaftlich schönen Gegenden sind für später in Aussicht genommen. — Die letzte Pferdepost, die bisher noch in Deutschland verkehrt, und zwar zwischen Holzkirchen und Dietramszell.



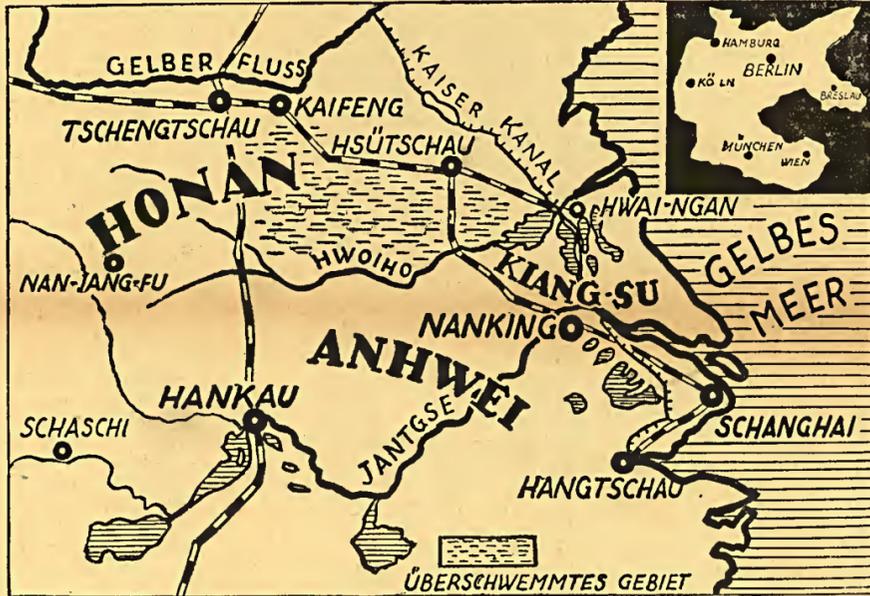
Beamte lösen Arbeiter ab. — Im Rahmen eines Appells übernahmen an zahlreichen Berliner Arbeitsstätten höhere Beamte die Arbeitsplätze von Arbeitern, denen auf diese Weise eine Reise mit KdF ermöglicht wird. Ausser dem Lohn für die Urlaubszeit erhalten die Arbeiter den von den Beamten für sie erarbeiteten Lohn, so dass ihnen ein zusätzlicher Betrag für die Reise zur Verfügung steht. — Die zum Teil bereits reisefertig gekleideten Arbeiter übergeben die Spaten an die Beamten, die sie vertreten werden.



Der deutsche Reichswirtschaftsminister sprach in Bremen über die Grundsätze der Aussenhandelspolitik. — Minister Funk lehnte die Übernahme der politischen Anleihen Oesterreichs durch das Reich ab. Weder völkerrechtlich, wirtschaftspolitisch noch moralisch besteht eine Verpflichtung des Reiches zur Anerkennung der österreichischen Bundesanleihen. Unser Bild zeigt das älteste Kaufmannshaus des Reiches, den „Schütting“ in Bremen, in dem Minister Funk seine bedeutsame Rede hielt.



Vor 10 Jahren trat Roald Amundsen seinen Todesflug an. — In diesen Tagen sind 10 Jahre vergangen, seit der berühmte norwegische Forscher Roald Amundsen mit dem Flugzeug „Latham“ aufstieg, um die verschollene „Italia“-Expedition, deren Mitglieder sich mit ihrem Kommandanten, General Nobile, noch lebend in der Arktis befand, zu suchen. Amundsen ist von diesem Flug nie mehr zurückgekehrt. Was zu seinem Tode geführt hat, wird das ewige Rätsel der Arktis bleiben.



Die riesige Uberschwemmungskatastrophe im Fernen Osten. — Die Flutkatastrophe in China nimmt immer riesenhaftere Ausmasse an. Die Wasserfluten des Gelben Flusses ergossen sich in einer Front von 100 Kilometer Breite durch die Provinz Honan und drohen sich durch Mittelchina in das Seengebiet der Provinz Kiangsu zu ergiessen. Millionen von Menschen hoffen auf einen Umschwung des Wetters. Wenn dieser nicht in den nächsten 48 Stunden eintreten sollte, würde das Schicksal der Provinzen Honan, Anhwei und Kiangsu und damit das der dort wohnenden Millionen Menschen besiegelt sein. Um eine Vorstellung von der Grösse des überfluteten Gebietes zu geben, ist in der rechten Ecke eine Karte von Deutschland im gleichen Massstab eingezeichnet.



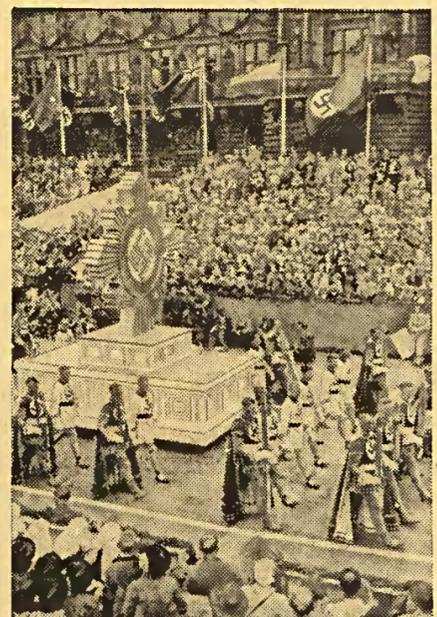
Kurz vor Vollendung des 78. Lebensjahres ist in Berlin der Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hugo Hergesell gestorben. Sein Name als Wegbereiter des neuzeitlichen Flugwetterdienstes hatte in der internationalen Wissenschaft seit Jahrzehnten Weltgeltung. Prof. Hergesell war einer der ältesten Erforscher der Lufthülle, die er als aktiver Luftfahrer ständig studierte. Geräte für Höhenforschung sowie die Methodik zur Erforschung der Atmosphäre über dem Meere sind sein Werk. 1934 wurde Prof. Hergesell vom Reichspräsidenten von Hindenburg mit dem Adlerschild ausgezeichnet.



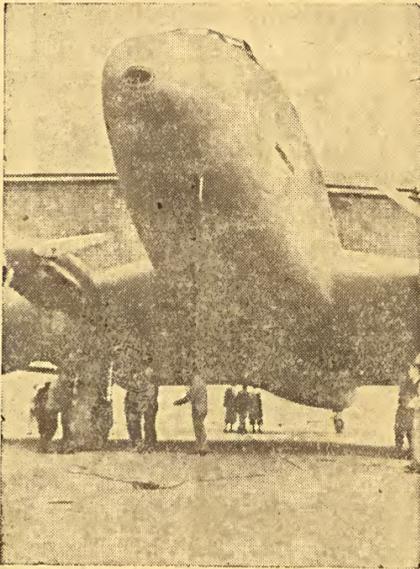
Ewald Kluge, Sieger im TT-Rennen. — Zum erstenmal gelang es einem Deutschen, dem Auto-Union-Fahrer Ewald Kluge, einen Sieg im schwersten Motorradrennen Englands um die englische Tourist-Trophy zu erringen. Kluge errang einen Durchschnitt von 126.301 Stundenkilometer.



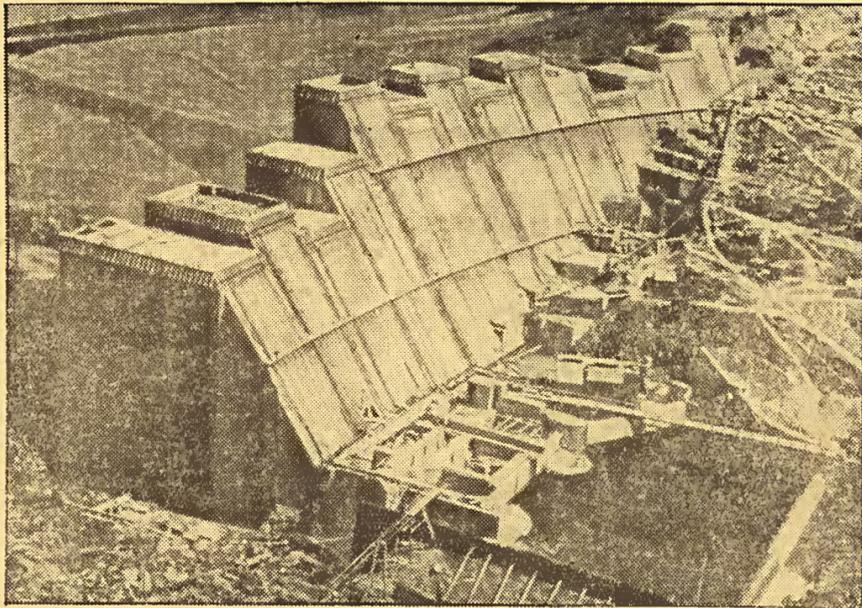
„Mein Kampf“ — überall im Ausland. — In den nordischen Ländern ist gegenwärtig Adolf Hitlers „Mein Kampf“ das meistgelesene Buch. Hier werden in einer Kopenhagener Buchhandlung die Bücher versandfertig gemacht. Im Hintergrund erkennt man Werbeplakate in der Landessprache.



Der Höhepunkt der Hamburger Reichstagung „Kraft-durch-Freude“. — Den glanzvollen Höhepunkt der 4. Reichstagung der NS-Gemeinschaft „Kraft-durch-Freude“ in Hamburg bildete der grosse Festzug durch die festlich geschmückten Strassen der Alsterstadt. — Das Symbol der NS-Gemeinschaft „Kraft-durch-Freude“.



Neue Höhenrekorde eines deutschen Grossflugzeuges. — Die viermotorige Junker-type „Der grosse Dessauer“ stellte zwei neue Höhenrekorde auf. Bei einer Zuladung von 5000 kg erreichte die Maschine am 4. Juni eine Höhe von 9312 m, bei einer Zuladung von 10.000 kg eine Höhe von 7242 m, am 8. Juni. Die Maschine ist mit einer Enteisungsvorrichtung versehen, die sich gut bewährt hat. Unser Bild zeigt eines der Junkers-Grossflugzeuge der Rekordtype.



An der Saale entsteht Europas grösste Talsperre. — Die Bauarbeiten an Europas grösster Sperrmauer, der Hohewarthe-Saaletal-Sperre in Böhningen, schreiten rüstig vorwärts. Ueber 75 Meter hoch erhebt sich die Sperrmauer, deren gewaltige Ausmasse in diesem Bild deutlich in Erscheinung treten. Die Saale ist bereits abgeriegelt und läuft durch mächtige Rohre in das hinter der Mauer liegende Becken

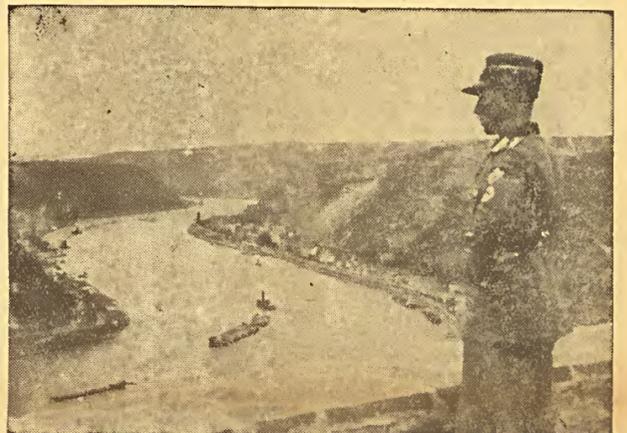


Zum Internationalen Schwimmfest in Berlin. — Den Hauptanziehungspunkt der Schwimmwettbewerbe in Berlin bildeten die Frauenkämpfe, an denen sich die dänischen Olympiasiegerinnen Ragnhild Hveger, Inge Sörensen und Etti Svendsen beteiligten. Unser Bild zeigt von links nach rechts: Ragnhild Hveger, den deutschen Meisterschwimmer Kurt Eckenbrecher und Inge Sörensen.



Links:

Grosse Deutschlandfahrt der Radfahrer über 4000 km. — In 15tägiger Fahrt haben die Teilnehmer auf der Fahrt durch Grossdeutschland eine Strecke von 4000 km zurückzulegen. In diesem Rennen stehen 63 Fahrer von 7 Nationen im Wettbewerb. Unser Bild zeigt: Die Teilnehmer der Deutschlandfahrt treffen auf ihrer Fahrt den Reichssportführer von Tschammer und Osten (im Wagen links stehend).

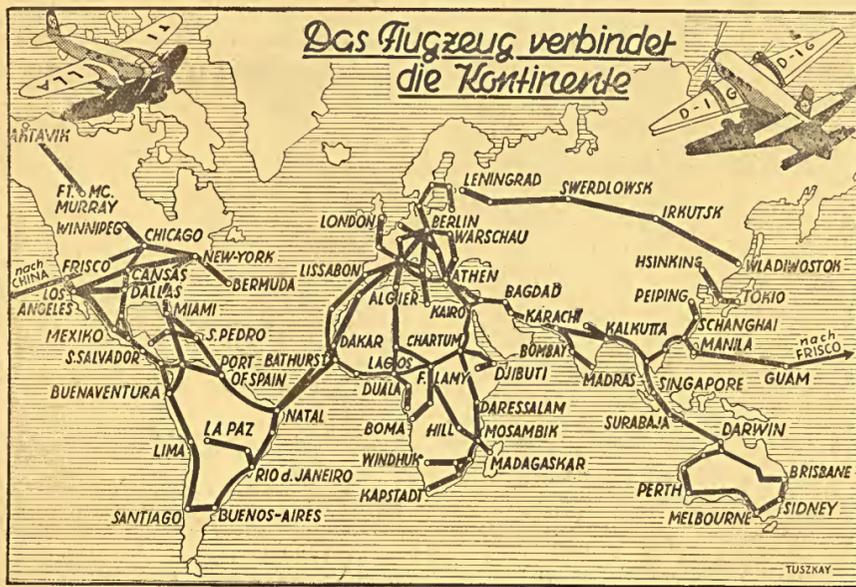


Rechts:

Der Loreley-Felsen am Rhein. — In vierjähriger Tätigkeit hat der Arbeitsdienst aus dem Loreley-Felsen, einem der landschaftlich schönsten Punkte des Rheins, eine Freilichtbühne für 15.000 Zuschauer erbaut.



Der Maler und sein Modell. — Die kleine Tirolerin freut sich über das, was der Onkel kann.



Das Flugzeug verbindet die Kontinente. — In den letzten Jahren sind auf der ganzen Welt Flugstrecken von gewaltiger Länge (bis zu 1306 Kilometer) eröffnet worden. Sie halten sich nicht mehr in den Grenzen der Länder, ja nicht einmal der Kontinente, sondern verbinden die Erdteile, oft über die Ozeane hinweg. Es ist heute möglich, mit flugplannässigen Flugzeugen rund um die Welt zu reisen. Mit 300 Kilometer Reisegeschwindigkeit eilen diese geflügelten Riesen dahin und weben über die immer kleiner werdende Welt ein dichtes Verkehrsnetz, dessen wichtigste Glieder unsere Karte zeigt.



Volkstänze unter freiem Himmel in Berlin. — Unser Bild zeigt eine Trachtengruppe aus der Gegend von Halle-Merseburg tanzen im Lustgarten.



Links:

Berlin erhält ein neues Gesicht! — An 16 verschiedenen Grossbaustellen in ganz Berlin begann die Arbeit zur Umgestaltung der Reichshauptstadt am 14. Juni. Der Führer nahm selbst die Grundsteinlegung zum ersten grossen Neubau an der Nord-Süd-Achse, dem „Haus des Deutschen Fremdenverkehrs“, vor. Der grosszügige Neuaufbau hat begonnen. Unser Bild zeigt: Während die Arbeiter den Worten Adolf Hitlers lauschen, hält einer von ihnen dieses Ereignis im Bilde fest.

Rechts:

Frontsoldaten aus Südafrika in Berlin. — Unter Führung des Brigadegenerals W. E. C. Tanner trafen 150 Mitglieder der ehemaligen südafrikanischen Frontkämpfer zu Besuch in Berlin ein. — Unser Bild zeigt die Ankunft der Delegation auf einem Berliner Bahnhof.



Die deutsche Frau

Benimm ohne Krampf

Wir lesen: „Es ist eine ausgesprochene Unmanner, die manchmal fast beleidigend wirkt, wenn beispielsweise eine Frau nur ihre Fingerspitzen flüchtig in die Hand des anderen legt oder drucklos, wie ein lebloses Bündel kalter Maffaroni, dem Gegenüber hinhält...“ Das schreibt Dr. Curt Elwenspoek in seiner „Fibel des guten Benehmens für jedermann“, der er den herzerfrischend deutlichen Titel „Mensch, benimm dich!“ gegeben hat. (Leipzig, Hesse & Becker Verlag. In Leinen 3 Mark, in Steifdeckel 2 Mark.)

Da wir vor einiger Zeit an dieser Stelle lebhaft Klage geführt haben über ein reichlich unzeitgemäßes Buch, das es sich ebenfalls zur Aufgabe gesetzt hatte, uns zum guten Benimm zu erziehen, und weil wir damals ärgerten, daß gegen ein vernünftiges Handbuch dieser Art ganz gewiß nichts einzuwenden wäre, halten wir es gewissermaßen für unsere Pflicht, nun mit aller Deutlichkeit zu sagen: Na also — hier ist es! Nämlich das vernünftige Handbuch.

Nicht etwa ein Altbuch.

Titel, Verfasser, Verlag und Preis haben wir ja schon genannt und haben auch gleich zu Anfang eine Kostprobe in Gestalt einer Köstine aus dem sympathisch schmeckenden Kuchen gegeben. (Daß uns auf Seite 75 eine nicht gerade zeitgemäße Feiertags-Zuführung stört, wollen wir nicht verschweigen. Bei einer Neuauflage wird das hoffentlich geändert!)

Ueber dieses Buch bleibt noch einiges mehr zu sagen — glücklicherweise. Zunächst und mit aller Deutlichkeit: es handelt sich hier nicht etwa um ein Altbuch. Der Verfasser nimmt seine Leser ernst, und wir haben allen Grund, ihn auch ernst zu nehmen. Zwar gefällt uns der Vergleich der nachlässig und vornehm-müde hingehauchten Finger mit einem „leblosen Bündel kalter Maffaroni“ ganz besonders, aber dieses Zitat möge niemand dazu verleiten, von diesem Buch nun so etwas wie eine Parodie auf ein Benimm-Buch zu erwarten.

Aufleren oder Kartoffelpuffer?

Nein. Der Verfasser tut einer ganz bestimmten Sorte von Volksgenossen, die in jedem Krack einen Abtrünnigen und in jedem „großen Abendkleid“ ein ganz Abtrünnige vermuten, keineswegs den Gefallen. Er denkt gar nicht daran, Aufleren oder Sekt oder Krack oder großes Abendkleid zu verdammen. Denn alles das kann durchaus am Platz sein und diesen seinen Platz mit Geschmack und Takt ausfüllen.

Aber Curt Elwenspoek ist sich darüber klar, daß es im Widerspruch zu gewissen Unterhaltungsfilmern tatsächlich sehr viele Volksgenossen gibt, in deren Dasein „Krack und Abendkleid, Sekt und Aufleren, Ergöllungen und Handküsse keine Rolle spielen“, sondern „die bei einer Flasche Bier oder einem Viertel Wein, bei Erbswurst oder Kartoffelpuffern froh und glücklich sind, die dabei aber ebenso großen Wert auf ein gutes und anständiges Benehmen legen wie jene, die sich mit Hummern und Atrischochen herumzuschlagen müßten“.

Also ist unsere Kapitelüberschrift falsch. Doch das geben wir erst nachträglich zu. Es geht hier gar nicht um Aufleren oder Kartoffelpuffer, sondern es geht um das gute Benehmen bei Kartoffelpuffern. Will heißen: um bestimmte, manchmal auch ein bißchen unbequeme und doch sinnvolle Umgangsregeln zwischen deutschen Menschen, die den ehelichen Willen haben, einander das Leben erfreulich zu gestalten. Und zum Erfreulichen gehört nun auch einmal das Angenehme. Wer den Gegenbeweis erbringt, kriegt einen Taler.

Na — und Fröh Koch-Gotha?

Es wird sehr wenige unter uns geben, die noch nicht von Herzen gelacht haben über Fröh Koch-Gotha; wenn auch der Name dieses fröhlichen Künstlers vielleicht nicht allen geläufig ist. Aber es spricht für den Verlag, und es spricht für den Autor, daß gerade dieser Künstler als Illustrator verpflichtet wurde.

Da wird z. B. über den Handtuch gesprochen. Er wird feineswegs „grundsätzlich“ abgelehnt, doch wird davor gewarnt, ihn dort anzuwenden, wo er weder auf Seiten der Empfangsgerin noch auf Seiten des — sagen wir: Erteilenden — üblich und damit auch sinnvoll ist. Und da zeichnet uns nun Fröh Koch-Gotha einen überreizigen Jüngling, der sich heftig bemüht, einer nichtsahnenden älteren strickenden Frau die Hand zu küssen. Es kann keine Zimmerwirtin oder seine Tante sein — das tut nichts zur Sache. Sondern es kommt nur darauf an, daß dieser Knabe offensichtlich gar nicht kapiert hat, auf was es denn nun eigentlich ankommt: nämlich auf den gefunden und natürlichen Sinn dafür, was richtig, angebracht, schließlich ist.

Warum — großgeschrieben.

Hier sind also zwei natürlich empfindende und mit Humor begabte Männer einen gemeinsamen Weg gegangen. Nur mit dem Unterschied, daß Fröh Koch-Gothas heiterbeschwingtem Zeichner das „Ansprüchliche“ in Form von nachdrücklich gähnenden Besuchern, rücksichtslosen Fabrikanten, Kabbuchschiden, „Untergebenen“, schimpfenden „Vorge-

setzten“ usw. anvertraut wurde, während Curt Elwenspoek uns beide Arten vorführt: den erfreulichen und den unerfreulichen Gast, den rücksichtslosen und den rüchelpflichten Mitreisenden, den Gefolgschaftsman mit und ohne Charakter usw.

Und deshalb bleibt es auch dem für den Text Verantwortlichen vorbehalten, immer wieder Warnung zu fragen und seine Fragen ehelich zu beantworten. Warum soll man denn eigentlich Kartoffeln nicht mit dem Messer schneiden? Warum soll man weitaufgeregte Verwandte nicht in Schwierigkeiten einwickeln, die nur die engste Familie angehen? Warum soll sich der alternde Ehemann davor hüten, zum furchterregenden Haustyrann zu werden? Wir könnten diese Fragen noch seitenlang fortsetzen. Aber das wollen wir nicht. Sondern wir wollen nur noch sagen, warum uns dieses Benimm-Buch so gefällt. Weil es weder schulmeisterlich noch sittenpredigt, sondern die Dinge beim rechten Namen nennt und dem „guten Benehmen“ den Platz anweist, der ihm in der

werdenden Volksgemeinschaft zukommt, keinen Heber und keinen geringeren; weil es aus der Mücke keinen Elefanten macht, die Mücke-Tücken aber auch nicht übersehen.

Im Schlußwort heißt es: „Fröhlichkeit und Freudigkeit gehören auch zum guten Benehmen, und nichts ist unerfreulicher als ein Mensch, der vor lauter Anstand saueröpflich wirkt. Aber das Leben ist so geartet, daß es keinem etwas schenkt; es gibt genau immer das zurück, was wir ans Herz und Verstand in das Leben hineinstecken. Und die gute richtige Form ist immer und unter allen Umständen eine Kostbarkeit und zugleich ein sicheres Mittel, das Leben schöner, reicher, erfolglicher und glücklicher zu gestalten. Mit einem Mindestmaß von gutem Benehmen, das nicht nur äußerlich angelehrt, sondern von innen her verstanden und empfunden und als notwendig erkannt ist, kann der bescheidenste Volksgenosse in den bescheidensten Verhältnissen sein enges Leben zu etwas Schönerem, Ganzerem und Wertvollem ausgestalten.“

Bravo! So und nicht anders möchten wir die Benimm-Regeln verstanden wissen. So und nicht anders haben sie ihren guten, gemeinschaftsfördernden Sinn.

Wilhelm Busch für Hausfrauen

„Wer einen guten Braten macht, hat auch ein gutes Herz!“

Auch Busch stellt fest, daß es mitunter boshafte und ungalante Hausfrauen gibt. Wenn ihr Mann beispielsweise gestorben ist, so finden sie es nur wichtig, bei dem Milchmann die Milch umzubestellen. Er braucht dann statt des üblichen halben Eiters nur einen viertel Eiter zu bringen. Das kommt gelegentlich vor. Aber Busch dachte gewiß höher und besser von Liebe, Ehe und allen Hausfrauentugenden, wenn er sich ernsthaft darüber äußern mußte. Das erfahren wir aus einem selbstman Fragebogen, den ihm eine gewisse Louise Fastenrath eines Tages vorlegte. Dieser Bogen enthielt eine Menge von gedruckten Fragen, dahinter Doppelpunkte und punktierte Einheiten zum Ausfüllen. Diese Louise muß es sehr gut verstanden haben, Busch zu schmeicheln, daß er alle diese Fragen getreulich beantwortete. Oder aber Busch selbst kam die Sache so kurios vor, daß er schon deshalb sich entschloß, alle diese leeren Fragezeilen auszufüllen.

Zu unserem Thema wollen wir zunächst einige Fragen herausgreifen. Welche Eigenschaft schätzen Sie an der Frau?

Antwort: „Eine hübsche und geschickte Frau, die ihre Diensthilfen gut behandelt, müßte entzückend sein.“

Was denken Sie über die Ehe?

Antwort: „Wenn alles ehelich zugeht, sehr hoch.“

Wie definieren Sie die Liebe?

Antwort: „Sehnsucht, unbewußt zu Zweit ein Drittes zu bilden, was vielleicht besser ist, als man selbst.“

Definieren Sie die Frau?

Antwort: „Hauptkloßmittel für diese Welt, günstigenfalls auch für die andere.“

Busch ist ehelich und genau gewesen in der Beantwortung aller Fragen. Auch peinliche Fragen hat er beantwortet, freilich wohl oft anders, als die Fragerin erwartet hatte. So heißt eine Frage: Was wünschen Sie am Schnellsten?

Antwort: „Nein, nein! Das sagt er halt nicht.“

Dieser Fragebogen mit den Originalantworten von Busch selbst liegt jetzt aus im ersten und einzigen Wilhelm-Busch-Museum in Hannover, das kürzlich eröffnet wurde.

Man weiß, Busch hat mehrfach das Schalten und Walten der braven Hausfrau in seinen Werken dargestellt. Wer kennt nicht die brave und gute Witwe Wolke? Wie sorgsam ist sie auf ihre Hühner bedacht und wie arg haben sie die bösen Buben enttäuscht. Troßdem — ihre Seelenruhe und Zufriedenheit läßt sie sich nicht rauben. So sehen wir sie als ein Sinnbild hausfraulicher Bedachtsamkeit, wenn sie mit dem Teller und mit dem Holzöffel in den Keller steigt...

„daß sie von dem Sanerfohle eine Portion sich hole, wofür sie besonders schwärmt, wenn er wieder aufgewärmt.“

Witwe Wolke war nun sozusagen nur für ihr eigenes Wohl, ihre eigene innere Zufriedenheit tätig. Aber die höhere Stufe der Tugend hat natürlich der erklommen, der auch für andere besorgt ist. Und das gilt von der guten Hausfrau des Schneidermeisters Böck. Wie zugreifend und tüchtig wußte sie ihrem Gatten zu helfen, als er aus dem Klusse heimkehrte. Die bösen Buben hatten ihn ins nasse Verderben gestürzt — und eine böse Erklärung schien ihm sicher. Da nahm sich Frau Böck mit einem genialen Einfalt:

„Hoch ist hier Frau Böck zu preisen! Denn ein heißes Bügeleisen, auf den kalten Leib gebracht, hat es wieder gut gemacht.“

Unendliche Sorgen und Mühen hat die Hausfrau tagtäglich zu bestehen, wenn sie besonders in der Küche allen ihren Pflichten gerecht werden will. Wieweil ist nicht zu tun mit braten, backen,

schneiden, schnitzeln, aufwaschen, trocknen, putzen, polieren — es ist schier eine Sisyphusarbeit. Da kann es schon einmal vorkommen, daß die Hand erlahmt und ausrutscht, daß ein irdenes Geschloß sich stark verbiegt und zu Scherben geht. Busch hat sinnig und launig auch diesen Kummer der Hausfrau befangen:

Der Teetopf war so wunderschön,

Sie liebte ihn wie ihr Leben.

Sie hat ihn leider aus Versehen

Den Todesstoß gegeben.

Was sie für Kummer da empfand,

Wie wird sie es vergessen.

Sie hielt die Scherben an einand

Und sprach: So hat's gesehen!

Busch gilt im allgemeinen als philosophischer Einsiedler, als pessimist, der sich in seinem kleinen Heimatsdorf mit seinem eigenen Garn einspannt. Das stimmt nur bedingt. Durch seine vielen herzlichen Briefe, die er an Freunde und Freundinnen sandte, wissen wir, wie natürlich herzlich und wie sorgsam er seinen Mitmenschen zugestanden sein konnte. Davon zeugen viele Briefe des großen Briefbandes, der vor kurzer Zeit veröffentlicht wurde. Davon zeugen viele Geschenke und Angebinde, die er nahestehenden Mitmenschen machte, und die jetzt größtenteils als besondere Busch-

Heiratschwindler und Hochstaplerinnen

Zu den gefährlichsten Verbrechertypen gehören die Heiratschwindler und Hochstaplerinnen, die leider immer noch nicht ausgerottet sind. Sie süßen Jahr für Jahr manchen Volksgenossen schweren Schaden — meist nicht nur finanzieller Art — zu. Diese Verbrecher können nur wirksam bekämpft werden, wenn ihre Arbeitsmethoden bekannt werden. Zu diesem Zwecke ist kürzlich in der amtlichen Zeitschrift „Deutsche Justiz“ über die verschiedenen Typen und Arbeitsmethoden der Heiratschwindler und Hochstaplerinnen berichtet worden. Die Gerichtspraxis der letzten Jahre ergebe etwa folgendes Bild:

Die Typen der Heiratschwindler und die Methoden ihres Vorgehens seien ganz verschieden. Sie stammten aus allen Schichten der Bevölkerung. Es handele sich teilweise um kleine Gelegenheitsbetrüger, die sich Hausgehilfinnen oder Verkäuferinnen gegenüber als biedere Kaufleute oder Beamte ausgaben, zum anderen Teil um Berufsbetrüger, die in sicherer Position befindliche Akademiker vorzuzüchten und schließlich um hohelegante und internationale Großbetrüger, die sich als Schlossherren, Großkaufleute oder dergleichen aufspielten.

Es seien keineswegs immer Männer von äußerer Schönheit, die mit bezuwerbendem Lächeln frauenherzen zu erobern vermöchten. Wie die Gerichtspraxis zeige, handele es sich oft um Männer, bei deren Anblick es unbegreiflich erscheine, wie es ihnen gelingen konnte, Frauen und junge Mädchen zu betören und ihnen unter unwahrscheinlichen Vorwänden Geld zu entlocken. Die Anbahnung der Beziehungen zu den Frauen erfolge meist durch Veranstaltungen gesellschaftlicher Art oder durch Heiratsinserate, die Unvorsichtigen ebenso Schaden wie den Vorsichtigen Glück bringen können. Die Unersahrenheit und oft kaum glaubliche Vertrauensseligkeit vieler Frauen komme ihnen dabei regelmäßig zur Hilfe.

Sei die Bekanntschaft angebahnt, so spreche der Schwindler von seinen großen Fähigkeiten oder seinem guten Einkommen, die anscheinend eine angenehme und sichere Zukunft erwarten ließen. Er stelle es als seinen schnellsten Wunsch hin, möglichst bald ein eigenes Heim zu besitzen. Gar nicht selten werde förmlich im Eilzugtempo ewige Liebe und Treue geschworen. Der Schwindler gebe vor, gern heiraten zu wollen, aber im Augenblick infolge widerer Umstände hierzu nicht in der Lage zu sein, da sein Vermögen festliege. Bald werde auf Devenschwierigkeiten, bald auf Unverkäuflichkeit von Grundbesitz und ähnliches mehr hingewiesen. Die Hoffnung der Frauen auf die

Definitive im Busch-Museum in Hannover zu sehen sind. Dazu rechnet auch ein Kochbuch, das Busch an Frau Grete Weber mit folgenden Zeilen schickte:

„Für die künftige Hausherrschlerin ist das beifolgende Buch bestimmt, und bit' ich dich, die vorn hineingezeichneten Reime mit Wohlwollen aufzunehmen.“

Das ganze Gedicht ist eine launige, philosophische Epistel über den Mund. Es beginnt mit den klaffischen Zeilen:

„Es wird behauptet und mit Grund,
„Ein nützlich Werkzeug sei der Mund!“

Nach vielerlei Betrachtung heißt es dann zum Schluß:

„Hauptsächlich dient der Mund zum Essen!“

So gehört er in das Reich der Hausfrau, denn er ist der Weg, den alle wohlzubereiteten Speisen gehen sollen. So rät Busch der Hausfrau für ihr eigenes Reich der Küche zu beherzigen:

„Hier durch Gebrätel und Gebrittelt
Vereitet man die Gaubermittel
In Töpfen, Pfannen oder Kesseln.
Um ewig den Gemahl zu fesseln.
Von hier aus herrscht mit klarem Sinn
Die Haus- und Herzenskönigin.“

Ueber die köstliche Küchentätigkeit der Hausfrau hat sich der Philosoph Busch in seiner „Kritik des Herzens“ in einer ausführlichen Küchende geäußert. Das Thema dazu heißt: „Wer einen guten Braten macht, hat auch ein gutes Herz.“ Fürwahr, so ist es. Das beweist uns Busch in einer wundervoll launigen Variation und Aus-

„Es wird mit Recht ein guter Braten
Gerechnet zu den guten Taten;
Und daß man ihn gehörig mache,
Ist weibliche Charaktertatsache.“

Ein braves Mädchen braucht dazu
Mal errens reine Seelenruh,
Daß bei Verwendung der Gewürze
Sie sich nicht häufig überstürze.

Dann zweitens braucht sie Sinnigkeit,
Ja, sozusagen, Innigkeit,
Damit sie alles appetitlich,
Bald so, bald so und recht gemütlich
Begießen, dreht und wenden könne,
Daß an der Sache nichts verbrenne.
In Summa braucht sie Herzensgüte,
Ein sanftes Sorgen im Gemüte,
Fast etwas Liebe insofern,
Für all die hübschen, edlen Herren,
Die diesen Braten essen sollen
Und immer gern was Gutes wollen.

Ich weiß, daß hier ein jeder spricht:
Ein böses Mädchen kann es nicht,
Drum hab ich mir auch stets gedacht
Zuhause und anderwärts:
Wer einen guten Braten macht,
Hat auch ein gutes Herz.“

Dr. Robert Dangers.

Ehe komme den Wünschen der Schwindler allzu oft entgegen, sie liegen sich betören und stellen das erforderliche Geld zur Verfügung.

Im wesentlichen handele es sich um drei Gruppen von Frauen, die solchen Betrügern zum Opfer fielen: 1. um unerfahrene Hausgehilfinnen, Verkäuferinnen, Büroangestellte usw., die einige Ersparnisse besäßen, 2. um ältere Mädchen aus den sogenannten bürgerlichen Kreisen, die sich bis dahin vergebens nach Ehe und Mütterlichkeit gesehnt hätten, und 3. um wohlhabende oder gar reiche alleinstehende Frauen und Witwen. So verfielen alle diese Personen nach Herkunft, Bildung und Lebensstellung seien, so zeige sich doch eine fast völlige Uebereinstimmung hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung. Es seien nämlich nur die von der Natur dürftig bedachten, Unscheinbaren, Häßlichen oder Ueberalterten, die nicht oder nicht mehr zu den von Männern begehrten Frauen zählten. Auf jene bedauerenswerten Geschöpfe habe es der Heiratschwindler abgesehen, weil er genau wisse, daß die nicht begehrte Frau alles opfere, um das Ziel ihrer Träume zu erreichen. Sie zeige sich persönlich und finanziell sehr zugänglich und lasse sich langsam und sicher ausplündern, während solche Versuche bei schönen und vielbegehrten Frauen meist zwecklos sind.

Das weibliche Gegenstück des Heiratschwindlers stelle die Hochstaplerin dar, eine äußerlich meist ansprechende und interessante Erscheinung. Sie trete unter falschem Namen elegant und gewandt auf, spreche mehrere Sprachen und sei im Sport ebenso sicher wie am Spielfeld. Diese Verbrecherinnen entstammten meist den einfachsten Kreisen und entwickelten sich aus Abenteuerlust, Arbeitsleide oder einem krankhaften Geltungsbedürfnis. In der Regel fingen sie in jungen Jahren ihre Laufbahn als Verhältnis eines reichen Mannes an und endeten als Gehilfinnen von Hoteldieben und Kaffeespielern. Diese Frauen hätten es fast ausschließlich auf reiche Männer abgesehen. Da die Männer vielfach nach dem Sprichwort handelten: „Der Kavaliere zahlt und schwiegt“, sei es oft schwer, Hochstaplerinnen unschädlich zu machen.

Diese aus der Gerichtspraxis gefischtesten Erfahrungen mögen den Heiratslustigen beiderlei Geschlechts zur Warnung dienen. Jedermann aber, der einem solchen Verbrecher in die Hände gefallen ist, sollte sofort Strafansuche erstatten und nicht aus falscher Scham die Wahrheit verbergen, damit solche Schädlinge am Volkstörper beseitigt und andere Volksgenossen vor Schaden bewahrt werden.

*

Rheuma und Asthma

Kleine Humoreske / Von Hans Riebau

Als ich anfang den Cannenweg des Königsberges hinaufzuwandern, ging dreißig Meter vor mir ein Mann, der, wie sich später herausstellte, Eisenacht hieß. Hin und wieder blieb Herr Eisenacht stehen, stieß einen pfeifenden Ton aus und legte die Hände auf die Brust. Offenbar war eben dort, in der Brust, etwas nicht in Ordnung.

Wiederum dreißig Meter vor Herrn Eisenacht stieg ein Mann den Königsberg hinauf, der, wie sich später herausstellte, Schamm hieß. Auch Herr Schamm blieb von Zeit zu Zeit stehen, blühte sich rief, indes sich sein Gesicht ein wenig verzerrte, an seinem rechten Bein herum.

Es war ein heißer Tag und ein steiler Weg, und als wir, unter peinlicher Einhaltung des Dreißig-Meter-Abstandes, bei sinkender Sonne das kleine Berghotel erreichten, klebte uns allen die Zunge am Gaumen. Wir setzten uns, Norddeutsche wie wir waren, an drei verschiedene Tische, tranken ein herrliches, kühles Bier, und noch eins, und wir hätten auch weiterhin, wie es sich gehört, keine Notiz voneinander genommen, wenn nicht der Wirt eine an uns alle gerichtete Ansprache gehalten hätte. „Mit dem Nachtquartier sieht es böß aus“, sagte er und ließ seine Augen über uns drei hinwegschweifen, „ein Zimmer mit drei Betten hält ich noch, sonst aber — nichts.“

Kurz und gut also, wir nahmen das Zimmer, machten uns bekannt, tranken zusammen ein drittes und viertes Bier, unterhielten uns über das Asthma, des Herrn Eisenacht und den Rheumatismus, der Herrn Schamm plagte, fingen um zehn gemeinsam an zu gähnen, und um halb elf lagen wir in den Betten unseres sonnendurchglänzten Bodenstümmchens.

Um elf Uhr — ich war schon nahezu eingeschlafen — hörte ich, wie Herr Eisenacht einige heftige Atemzüge tat und aus dem Bett sprang. „Nicht auszuhalten“, rief er, „ich ersicke.“ Dann rief er das Fenster auf.

Wir war's recht. Nicht aber, wie es schien, dem Herrn Schamm. „Es tut mir leid“, wimmerte er, nachdem einige Minuten vergangen waren, „aber mein Rheuma.“ Er stand auf, humpelte zum Fenster und schloß es.

Sofort fing die Brust des Herrn Eisenacht an zu röcheln. Nachdem sie es eine Weile, wie eine Luftschußstrome answellend, getan hatte, sprang Eisenacht wiederum aus dem Bett und rief die Fensterflügel auf. Das Röcheln erstarb, um dem Wimmern des Herrn Schamm Platz zu machen. Herr Schamm schloß das Fenster. Herr Eisenacht öffnete es. Herr Schamm stieß einen Fluch aus. Herr Eisenacht parierte den Fluch mit einer messerscharfen Bemerkung. Es folgte eine Beleidigung, der Fensterrahmen knallte auf und zu, und vielleicht — wer weiß? — knallte, während ich trotz des zunehmenden Kriegslärms einschliefe, auch eine Ohrfeige.

Am nächsten Morgen wachte ich als letzter auf, und als letzter kam ich in die Frühstückseranda. „Bin gespannt“, dachte ich, „haben sie sich wirklich geprügelte? Werden sie an zwei verschiedenen Tischen, Rücken an Rücken sitzen und —?“

Aber nein, sie saßen nicht Rücken an Rücken, sondern Arm in Arm, und statt des Frühstückskaffees hatten sie — ich traute meinen Augen nicht — bereits die zweite Flasche Wein vor sich stehen.

„Aber meine Herren“, sagte ich, „morgens um neun schon Wein? Sind Ihre Taschenuhren oder sind Sie selbst nicht ganz in Ordnung und vielleicht gar wirklich krank?“

„Am Gegenteil!“ rief Herr Eisenacht, „wir sind gesund. Unsere Krankheiten waren, sozusagen, Sinnestäuschungen. Ich zum Beispiel habe gar kein Asthma.“

„Und ich — hick“, lachte Herr Schamm, „habe kein Rheuma!“

„Und darauf“, fuhr Eisenacht fort, „haben wir Brüderlichkeit getrunken.“

„Seltsam“, schüttelte ich den Kopf, „in der Nacht haben Sie geröchelt und gewimmert, Sie haben sich beleidigt und fast geohrfeigt, und jetzt — wie ist das möglich?“

„Das ist dadurch möglich“, flüsterte Herr Eisenacht und zog meinen Kopf zu sich hinunter, „daß das Fenster, das wir während sieben Stunden wechselschloßen und wieder öffneten, ein Rahmen ohne Scheibe war.“

Ein Neidhammel erzählt „im Vertrauen“

Der Meier fährt jetzt einen schweren Wagen und gibt sehr an. Ich muß mich immer wieder staunend fragen, wie er das faunt! Man soll vom Nächsten zwar nichts Schlechtes denken,

Auch dann nicht, wenn man manches nicht versteht, Doch Meier scheint dem Abgrund zuzulinken, Weil er todlicher krumme Wege geht.

Das heißt: ich kann natürlich nichts beweisen. Ich meine bloß: Er leistet sich jetzt viele große Reisen — Selbst nach Davos! Ich sage Ihnen das hier im Vertrauen!, Und außerdem hab' ich ein Recht dazu. Ich kann ihm fast in seine Karten schauen, Denn mit dem Manne stehe ich auf „Du“.

Vor kurzem hat er eine Jagd gepachtet, Ich war ganz platt! Vor Jahren hat er Brunnen ausgeschachtet in Halberstadt.

Jetzt hat er Ententeich und Cannenschonung, Ein hübsches Sommerhäuschen im Revier, Im Villenviertel eine feine Wohnung, Und seine Frau ist stets beim Juwelier.

Das scheint da nicht geheuer zuzugehen — Ich warne Sie! Man müßte ihm mehr auf die Finger sehen — Jetzt oder nie!

Swar ist er tüchtig und bestimmt sehr fleißig! Doch ich nicht auch? Das wäre ja gelacht! Ich bin in meinem Alter. Achtunddreißig ... Und hab's noch immer nicht zur Jagd gebracht!

Wie bitte? Neidisch? Ich ?? Ich hasse Neider!! Ich söge schmutzig über Meiers her? Von mir aus kann die Frau sechshundert Kleider — Und auch noch mehr ...! Sie wollen Meier davon unterrichten?!? Ich sagte Ihnen dies doch im Vertrauen! Mein Herr, was machen Sie da für Geschichten...! Der Meier wird mir ein paar runterhau'n!!

W. S.

Der eheliche Finder

Eine Brieftasche zu Geld gemacht / Von Erich Grisar

Der Hausferanz gehört nicht zu denen, die sich erst lange befinden müssen, wie sie an Geld kommen, wenn sie keins haben. Wenn dazu auch manchmal nötig ist, in eines anderen Tasche zu greifen, der Hausferanz macht sich nichts daraus. Nun, wer ihn kennt, geht ihm aus dem Wege. Aber es kennt ihn nicht ein jeder, und daß die Spitzbuben ein Schild umgehängt bekommen: Vorsicht! Spitzbubl, das muß erst noch kommen.

Leztthin hat der Hausferanz eine alte Brieftasche zu Geld gemacht, die nichts mehr wert gewesen ist. Obwohl sie so gespickt mit Scheinen war, daß man hat meinen müssen, der, dem sie gehört, braucht auf zehn Mark oder mehr nicht zu sehen. Es war aber nur Schein, und der Hausferanz hat erst einen suchen müssen, der den Schein für Wahrheit nimmt. Der war bald gefunden.

Der Hausferanz hat die Tasche nämlich, wie sie war, auf den Weg geworfen, und just als der vorüberkam, auf den es angelegt war, hat er sich danach gebückt. „Ja, aber so was“, hat er dabei gerufen, und „wie leichtfüßig doch heute die Menschen sind“, so daß der andere gar nicht anders konnte, als sich umdrehen. Dabei schlug der Franz die Tasche auf, so daß man die Ecken sah von den Scheinen, die dicht bei dicht darin lagen.

Nun, an Menschenkenntnis hats dem Hausferanz nie gefehlt. Der Herr schlägt sich auf die Brust, als wolle er fühlen, ob seine Brieftasche noch an ihrem

Platze ist, und wie der Hausferanz fragt: „Ist wohl am End gar Ihre Tasche?“ sagt er „Ja“, und will die Tasche in Empfang nehmen. Aber das lag dem Hausferanz nicht im Sinn.

„Ein Finderlohn wird drausfallen“, sagt er so obenhin und zückt dem andern die Tasche vor den Augen. Gibt sie aber nicht her.

„Nun ja, dem ehelichen Finder gebührt ein Finderlohn“, sagt der andere. Denkt aber dabei, daß ers mit einem Trottel zu tun hat, der ihm um ein fünfmarkstück die Tasche zurückgibt, die taufend wert ist oder mehr.

„Ja, fünf Mark“, sagt der Hausferanz, „ich glaub', ich werde die Tasche doch lieber zum Fundbüro herüberbringen.“ Und weil inzwischen schon die Leute stehen geblieben sind, dem Handke zuzuschauen, nimmt der andere noch ein fünfmarkstück aus der Tasche, gibt es dem Hausferanz und geht. Die Brieftasche steckt er schnell ein. Aber wenn er vor den Leuten auch tut, als fenne er die Tasche von innen wie von außen und wisse um jeden Schein, der drinnen liegt, zehn Schritt weiter hat er doch hineingeschaut, und was ein Tausendmarkschein ist aus der Zeit, da der rote Stempel seinen Wert machte, das weiß er noch, und die anderen Blüten, die einmal viele Menschen glücklich gemacht haben und noch mehr unglücklich, nämlich als sie ihren Wert verloren, kennt er ebenfalls. Er rennt also hinter dem Hausferanz her und schreit ihn an: „He, Herr Nachbar, gebt mir die zehn Mark heraus. Die

Tasche ist gar nicht mein, die ihr mir gegeben habt.“

„Aber eben habt ihr doch gesagt, sie wäre euer. Und was soll ich glauben, daß ihr mit dem Geld gemacht habt, das darinnen war?“ sagt der Hausferanz frech.

„Ihr werdet doch nicht glauben ...?“ sagt der Herr, und vielleicht ahnt er schon, welche Rolle er in diesem Stück spielen soll.

„Freilich werde ich glauben“, sagt der Hausferanz, „Nämlich, das ist eine Sache, die die Polizei entscheiden muß. Drüben steht gleich ein Beamter. Laßt uns hingehen zu ihm.“ Damit macht er den ersten Schritt hinüber in die Richtung, wo der Schuttmann steht und aufpaßt, ob nicht ein Radfahrer aufzuschreiben ist.

Aber merkwürdig, obwohl es doch der Hausferanz ist, der alle Urache hat, dem Schuttmann aus dem Wege zu gehen, dem anderen ist es auch

nicht recht, vor dem Beamten stehen zu müssen und anzugeben, was er sich gedacht hat, als er sagte, die Brieftasche sei sein. Und während der Hausferanz noch darüber nachdenkt, wie er sich jetzt aus der Klemme hilft, sagt der andere plötzlich: „Ich muß jetzt leider fort“ und steigt schon auf die Straßenbahn, die eben vor ihnen abfährt.

Dem Hausferanz war es schon recht. Er hat keine Sehnsucht gehabt nach viel Gesellschaft. Er ist vielmehr ins nächste Speisehaus gegangen. Und wenn er vorher eine alte Brieftasche mit wertlosem Papier in blankes Silber verwandelt hat, jetzt hat er aus dem Silber Bier und Fleisch und Wein gemacht. Gut hats ihm geschmeckt.

Hat aber doch bald wieder das trockene Brot essen müssen, das sie im Zuchthaus für solche Vögel backen.

Des Bischofs Weingarten

Einer korrischen Sage nacherzählt von Walter Bähr

Wieder saß der Fremde ein wenig oberhalb des Sumpfes, zu dem sich das Klüßchen Ficarella verbreitet, ehe es sich in den Golf von Calvi ergießt. Wieder konnte er den Blick nicht lösen von der zauberhaften, unmauerten Stadt, hinter der die Sonne ins Meer sank. Wieder war ihm der Kopf heiß und benommen. Kühlung suchend, lehnte er sich an den Felsen, vor dem er auf einem kleineren Steinblock niedergesessen war. Neben ihm tauchte aus dem Schatten des Gesteins eine knorrig verkrümmte alte Frau auf, Marcantonietta, die Kräutergehe und weise Frau von Calvi.

„Steht auf, Fremder! Hinauf mit euch bis dorthin, wo ihr am Tor der Stadt die Inschrift findet: „Civitas Calvis semper fidelis — stets getreu sind Calvis Bürger.“ Dort oben genießt die gute Luft und weite Umschau. Hier unten bedrückt euch die „aria cattiva“ das Herz, die böse Luft, die der „pigna del vescovo“ — dem Weingarten des Bischofs — entsteigt und das Sumpffieber bringt.“

„Ich sehe keinen Weingarten.“

„Man muß korrische Augen im Kopf haben, Fremder, um ihn im Sumpf zu euren Füßen wiederzuerkennen.“

„War dort ein Weingarten?“

„Der langer Zeit. Es war der schönste Weingarten weit und breit. Seine Trauben waren die besten weinum und viel, viel süßer als der Honig von Calenzana. Er gehörte dem neuen Bischof, der damals von Sagona nach Calvi hierübergekommen war. Dem öffnete der Anblick der jungen Fioridalisa, die täglich an seinem Weingarten zum Olivenhain ihres Vaters vorüberging, die Augen für die Schönheit der calveischen Frauen.“

Zarte Annäherung

H. A. Berger.

Es ist doch recht verwunderlich, daß zwei Menschen, die am gleichen Tische Platz und demnach sozusagen Tuchfühlung genommen haben, nicht auch menschlich in nähere Berührung kommen sollten. Das sagte sich auch eine Fliege, die sich am besagten Tische in einem eleganten Kaffeehaus niedergelassen hatte. Jene zwei Menschen aber waren ein junger Herr und eine noch jüngere Dame.

Sie war zuerst da, er kam später und holte sich die Erlaubnis, mit an ihrem Tische sitzen zu dürfen, durch die in ihrem Tonfall schon sich selbst bejahende Frage: „Gefallen ...?“

Dann war nichts mehr zwischen ihnen zu hören als das raschelnde Umblättern der Journale, die ihr als Schutzwall, ihm als Versteck eines Jägers auf Anstand dienten. Gelegentlich einmal ein Räuspern beiderseits, sonst betretenes, fast feindseliges Schweigen.

Die Fliege, die sich inzwischen an den Zuckerbrotstücken vollgefressen und an den verschütteten Mächtropfen sattgetrunken hatte, wippt sich den Mund ab und machte vor Behagen zuerst noch einen regelrechten Kopfstand, bevor sie die Situation überprüfte und sich der Dame auf den schmalen Nasenrücken legte. Vielmehr nur flüchtig im Gleitflug ihr streifte. Denn um ein Haar wäre sie von einer abwehrenden Hand — oder war es der einströmende Himmel? — erschlagen worden.

Als sie, gleiches Recht für alle, nun auch die Nasenspitze des Herrn berührte, widerfuhr ihr die gleiche entrüstete Abwehr.

Holla, dachte die Fliege, nur nicht gleich die Flügel hängen lassen! Die Liebe ist oft ein Geduldsspiel und die besten Nerven gewinnen den Krieg.

Noch einige Male nahm sie die beiderseitigen Angriffsflächen aufs Korn, wobei sie mit Befriedigung ein zunehmendes Solidaritätsgefühl unter den Attakierten bemerkte. Und als jetzt — Klatsch! — eine derbe Männerhand zuschlug, natürlich vergebens, gewahrte sie sogar mit Vergnügen, wie die bis dahin eijig kühle Dame wahrhaftig hinanplagte vor Lachen.

Da war das Eis gebrochen.

Und als sich, kaum eine Stunde später, die Fliege auf zwei itzig ineinandergelagte Hände setzte, ließen sie es sich beide ruhig gefallen.

Na also! kicherte die Fliege vor sich hin und rieb sich mit den Vorderbeinen die Ohren, weil es sie juckte.

nach die“, sagte der heilige Mann und zog eines Tages Fioridalisa zu sich hinein in den Weingarten. Korrische Herzen sind heiß, lieber Herr, aber korrische Hände sind arm. Fioridalisa, die weniger auf die Worte des Bischofs geachtet hatte als auf den prächtigen Ring mit dem geistlichen Siegel, der an seiner Hand funkelte, sagte lachend: „Ei, wie schön ist der Ring eines Bischofs.“ Blässe und Blut wechselten miteinander auf dem Gesicht des Bischofs, er senkte und sagte: „Meinen Ring für deine Liebe, Fioridalisa.“ Die jungelerin, der das Maß ihres Strebels noch verborgen war, flüsterte erglühend, denn der Bischof war ein stattlicher Herr und vom Alter noch unberührt: „Ich will euch lieben für diesen Gottesring.“ Der Bischof streifte den Ring von seiner Hand und steckte ihn Fioridalisa an den Finger, wo er wie Feuer brannte. Als der Bischof seine Lust an dem schreienden Mädchen gesättigt hatte, zerbrach der Gottesring in Stücke, die auf den Boden fielen und nicht zu finden waren.

Weinend kehrte das Mädchen heim zur Mutter, der sie alles gestand. Der sündige Bischof aber suchte den Ring im Weingarten, der sich in einen giftigen Sumpf verwandelt, ihn festhielt und hinabzog in die modrige Tiefe.“

Mit heiferem Klächern hatte die Alte geendet und zwischen den grau erloschenen Granitfesseln den Weg zur Stadt unter die humpelnden Füße genommen, als der Fremde ihr zurief: „Fioridalisa!“

Durch die Sumpfnebel brannte ihr stehender, glühender Blick zurück auf den Fremden: „Fioridalisa war meine Urhine. Ich heiße Marcantonietta, nach Marcantonio, dem Bischof aus dem Weingarten.“

Vor Gericht.

Oberwasser steht vor Gericht. „Geben Sie zu, den Diebstahl begangen zu haben?“ fragt der Richter. „Nein“, erwidert Oberwasser, „mein Anwalt hat mich von meiner Unschuld überzeugt.“

Immer Kaufmann.

Bei Kaufmann Gerstenfeder hat es Zuwachs gegeben. „Andern Tages steht eine Anzeige in der Zeitung: „Die Geburt eines erstklassigen Jungen zeigen hocherfreut an ...“

Ja, aber?

„Was ist Ihr Sohn?“ „Immedefokateur.“ „Und außen?“

Unter Freunden.

Kappelmeier will imponieren. „Ich trage nie einen Anzug unter vierhundert Mark.“ Fragt sein Freund Arthur: „Bei welchem Aufschneider läßt Du arbeiten?“

Fürjorglich.

Die Bäuerin in Dreifinden ist geizig. Eines Tages schneidet der Knecht vom dem Hering, den er essen soll, den Kopf ab. Dies veranlaßt die Bäuerin zu sagen: „Ich esse die Köpfe mit, Jochen!“ „Das weiß ich“, erwiderte der Knecht, „darum hebe ich sie auch für Sie auf!“

Untrüglicher Beweis.

„Wie kann man es eigentlich sehen, ob jemand Optimist oder Pessimist ist?“ „Du brauchst bloß an die zehn Mark zu denken, die du mir vor einem Jahr geliehen hast! Wenn du dich darüber ärgerst, daß du sie noch nicht wiederbekommen hast, dann bist du Pessimist. Wenn du dich aber freust, daß du noch etwas gut hast, dann bist du ein Optimist!“

Bekanntschaft.

„Kennen Sie den Herrn da drüben?“ „Gewiß. Mit dem bin ich schon öfter zusammengepfloßen.“ „Im Ernst?“ „Nein, im Auto.“

ÄRZTETAFEL

Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie
Sprechst.: 2-5 Uhr nachm., Sonnabends: 2-3.
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

Dr. G.H. Nick

Facharzt
für innere Krankheiten.
Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371
Privatwohnung: Telefon 8-2263

Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe
Röntgenstrahlen - Diathermie
Ultraviolettstrahlen
Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

Deutsche Apotheke

In Jardim America
Anfertigung ärztlicher Re-
zepte, pharmazeutische
Spezialitäten - Schnelle
Lieferung ins Haus.
RUA AUGUSTA 2843
Tel. 8-2182

Deutsche Apotheke

Ludwig Schwedes
Rua Libero Badaró 45-A
São Paulo / Tel. 2-4468

Dr. G. CHRISTOFFEL

Diplom Berlin und Rio
Spezialarzt f. innere Krank-
heiten, bes. Verdauungs-
störungen (Magen, Leber,
Darm, Ernährung), Bron-
chialleiden (Asthma), Herz,
Stoffwechsel. - Tel. 4-6749
Praça Republica 8
10-12 und 4-6 Uhr.

Diplomierter

Zahnarzt
Herbert Pohl
Gottfried Martinelli
12. Stock, Zimmer 1232
Telefon 2-7427

Farben-Lacke-Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel
für Hausanstrich und Dekoration
Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt

„Saxonia“
Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

Zeit, Geld und Arbeit

wird erspart, wenn die Erledigung aller Geld-
angelegenheiten der Bank übertragen wird.
Wir stellen Ihnen unsere gesamte moderne
Organisation für die EINZIEHUNG von

DUPLICATAS,
WECHSELN,
HYPOTHEKEN-ZINSEN
MIETEN usw.,

sowie in allen bankgeschäftlichen Ange-
legenheiten zur Verfügung.

Banco Allemão Transatlantico

RUA 15 NOVEMBRO 268

„Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant

Rua Victoria 186 - Tel. 4-4561
São Paulo Inh.: Emil Russig

Ältestes deutsches Familienlokal

Ao Franciscano

Bürgerliche Küche - Gutgepflegte Getränke
Rua Libero Badaró 481 - Telefon: 3-1312
São Paulo

Dres. Lehfeld und Coelho

Dr. Walter Hoop
Rechtsanwalt
São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30,
Telef.: 2-0804 - 2. Stock, Zim. 11-16 - Postfach 444

Uhren und Reparaturen

Deutsche Uhrmacherei
OTTO
Rua S. Bento 484, 1. St., Saal 1 (über Casa Leite)

Deutsche Handwerker

Richard Kröniger
Edelsteinschleiferei. Rua
Xavier Toledo 8-A -
Telefon: 4-1083

Jorge Dammann
Deutsche Damen- u. Herren-
schneiderei. Große Auswahl
in nat. u. ausländ. Stoffen.
R. Ypiranga 193, Tel. 4-2320

Josef Hüls
Erfkassige Schneiderei. -
Mäßige Preise. - Rua Dom
José de Barros 266, fobr.,
São Paulo, Telefon 4-4725

Heinrich Lutz
Deutsche Schuhmacherei
Rua Sta. Epiphania 225

Radio Herz
Rua Dom J. de Barros 265
(gegenüber Gef. Germania)
Reparaturen aller Typen. -
Apparatebau,
Transformatorwicklung.

Georg Diegmann
Schneidermeister
Rua Aurora 18

João Knapp
Klempnerei, Installation.
Regist. Rep. de Aguas und
Esg. - Rua Monj. Passa-
laqua 6. Telefon 7-2211.

C. F. Landgraf
Firmenschilder
Reklamemalerei
Rua Vol. da Patria 691
Telefon 3-8445

Rockmann & Lichtenthaler
Rua Aurora Nr. 135

Ältestes deutsches Möbelhaus
Grosse Auswahl in kompl.
Zimmern u. Einzelmöbeln.
Auch TAUSCH und KAUF
von gebrauchten Möbelstücken

VIGOR-MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A.
Fabrica de Productos Alimenticios "VIGOR"

Rua Joaquim Carlos 178
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

Aços Roechling

Der gute deutsche Stahl!

Qualitätswerkzeuge!

Eigene Härtestube

mit modernsten Einrichtungen zur Verfügung unserer
Kundschaft!

Aços Roechling Buderus do Brasil Ltda.

São Paulo

Rua Augusto de Queiroz 71-103

Rio de Janeiro

Rua General Camara 136

Porto Alegre

Avenida Julho de Castilho 265

Vertretungen in Brasilien:

Curityba - Belem do Pará - Bello Horizonte
Bahia

In anderen südamerikanischen Ländern:

Buenos Aires Montevideo
Santiago de Chile

Gehetzte Menschen

Ein Roman aus den Jahren nach 1923 von Tüdel Weller

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, Verfilmung, Radiosendung, vorbehalten.
Copyright 1937 by Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., München.

(16. Fortsetzung)

Und dann rafft er in einem Herzschlag alles zusammen, alles an Hass, an Ekel, an dräuendem Widerwillen, dann türmt er alle Gefühle zu einem Block zusammen und stösst sie in die Worte:

„Sie sind ja Jude: Sind ja doch auch nur ein Jude!“

Der andere empfängt den sengenden Hieb, vorbereitet. Gewappnet.

Dieser Knabe kann ja nicht heucheln... sein Antlitz sprach schon, ehe der Mund sich öffnete.

Und doch - trotz aller Bereitschaft, trotz aller Getastheit und trotz halber Trunkenheit: der Stoss trifft das Mark. Zertrümmert die Schale, bohrt sich in den Kern. Tiet. Ein Leid - uralt anmutend - breitet sich aus in seinem flachen Gesicht. Die Erkenntnis überhastet es: ja... Jude... er hat recht. Jude... Paria! Wieder mal... erkannt. Wieder mal spürend, zutiefst: Fremder im Land, Geduldeter, auch wenn es uns gehört. Keine Taute ändert es.

Denn das Blut bleibt.

Das Judenblut.

Doch dann dreht sich ruckweise die Bühne: alles ist verändert:

Der Hass steilt von neuem auf in ihm: wenn schon erkannt, dann soll er's spüren! Nichts verraten, den Sieheren zeigen. Denn wir herrschen! Wir haben! Wir bestimmen und regieren diesen Staat. Wir - die Juden!

„Sie merken aber auch alles!“ klingt es zynisch und bar jeder Hemmung, denn auch die letzte Schranke fiel.

... merken wirklich alles - sie teutscher Recke. Haben Sie das wirklich nicht vorher gewusst? Sind doch sonst so schlau, sobald die... uralte Firma in Sicht kommt!“

Er grinst. Ahasver grinst. Derjenige, der nicht sterben kann.

Will er mich herausfordern; denkt der Junge.

Ach - er zerbricht bald unter dem Ansturm der Eingebungen. Mit einem Wort setzte er diesen Berg des Schicksals in Bewegung, und dass er ihn vorher nicht sah, nicht erkannte, das ist seine Schuld. Ist so aberwitzig, so grotesk traurig, dass es lähmt, dass es entwarfnet, in diesen Augenblicken noch. Denn es trägt mit sich zermürbende

Beschämung wegen des früheren Nichtwissens, und Bitterkeit.

Die Nadel der abgelaunenen Platte kratzt in tauben Drehungen. Ein Hauch von Beglückung liegt darin, etwas zu tun zu haben, sich zu beschäftigen. Denn auch diese Situation muss im Gleichgewicht eingeebnet werden, die testgefugte Haltung ist zurückzugewinnen. Die stille Erschütterung darüber, dass man so in die Irre ging, Monate lang, dass will ausgeglichen werden...

„Nun wissen wir ja, woran wir sind.“ beginnt Dr. Singer torsch, und wieder trinkt

serer Judenrepublik gewiss allerhand heissen. Sind Sie überhaupt getauft, Herr Jude, oder ist auch das gelogen? Nicht, als ob das Bedeutung hätte, ich trage nur der Vollständigkeit wegen.“

Singer weicht nicht aus. Diesmal nicht. Er geht - äusserlich unbeschwert - auf den hassgetränkten Ton ein:

„Getauft bin ich schon, warum auch nicht? Man liebt halt die Veränderung, kann doch nicht ewig zu den alten Göttern beten.“

„Haben Sie denn schon einmal gebetet? Dann bin ich glücklich, dass ich es nie tat.“

Una nun geht der Hass mit diesem Menschen vollends durch:

„Beten... gebetet? Vielleicht, Sie trumber Knabe. Aber vielleicht war's auch nur ein Fluch... ich weiss nicht recht - ist das nicht doch nur eins, beten und fluchen? Vielleicht war's nur ein Fluch -“ wiederholt er, geitend in Rachegeflüsten - „ein Fluch für... euch...“

„Für Judas Feinde?“ ergänzt der Junge, mit lächelnd zuckenden Lippen.

„Für Judas Feinde!“ klingt es dumpf zu-

der spürt: wir sind die Herren. Wir - die Juden!

Er setzt auch dazu an. Er entblösst die Zähne. Er bebzt am ganzen Körper, aber die Worte tormen sich nicht.

Alles andere... alles andere! Nur - das nicht! Dieses eine nicht! Zwei Weltteile sind - auf engem Raum, auf einigen Geviertmetern nur - aneinander gerückt. Aber zwischen ihnen klafft der kosmosweite Abgrund des Unüberbrückbaren. Und jetzt ist es doch wahr, ist es symbolische Gestaltung und Erkenntnis: Hier der Deutsche, dort Juda!

„Nun...?“ hüllt der andere nach, in geradezu jauchzendem Grimm. „Geht es nicht? Fäll. es so schwer? Es sind doch nur vier armselige Wörtchen, Herr Jude! Bloss vier Wörtchen...“

Doch der Kübel des vorher bei dem anderen triumphierenden Hasses bleibt ungeleert. Es geht nicht so, wie er wohl möchte, zu tier ist die Minderwertigkeit. So knirscht er plötzlich, in heiseren Kehllauten: „Sie sind... ein Teutel! Ein Teutel!“

„Schade.“ tut der Junge. „Das andere hätte ich viel lieber gehört... denn das letztere erlueh ich bereits vor einiger Zeit. Und doch - besser, tausendfach besser ein richtiger Höllenteufel sein als ein Jude!“

Und dann kann ich ja wohl verschwinden.“ setzt er nach kurzer Pause hinzu. „Haben Sie herzlichen Dank für Ihre edle Gastfreundschaft, Herr Jude, Jahwe segne Sie dafür... übrigens könnten Sie eigentlich noch eine Platte auflegen. Vielleicht einen Abschiedsmarsch, mir zu Ehren, denn Sie können sich wohl leicht ausrechnen, dass ich auf weiteren Umgang mit Ihnen verzichte, Herr Jude. Wie denken Sie darüber?“

Der andere türmt den letzten Rest an Gier zum Berg seines Hasses: wie trifft er nur diesen Burschen am tietsten? Wie kann er ihn am besten erledigen, mit einem Streich?! Una dann hat er es, der Kübel des Unflats ist gefüllt und wird geleert:

„Leider kein Wagner mehr vorrätig.“ scherzt er, verbissen. „Ist ausverkauft... ausser dem soeben gehörten musikalisch illustrierten - Tristan und Isolde geheissen - ist nichts mehr in diesem Genre vorhanden!“

Peter Mönkemann erstarrt. Das Wort rührte an den Schlag seines Herzens, es war ihm, als setzte es aus... sekundenlang. Denn dieser Mensch sagte es so - wörtlich. Una der Junge stammelt:

„Was meinten Sie...?“

„O -“ lächelt der andere, und nun wieder schwimmt er im Oberwasser - „ist Ihnen das neu? Was ist diese Oper, nüchtern betrachtet, diese von einem Deutschen komponierte Geschichte um Tristan und Isolde anderes als ein Akt? Die nett verbrämte Geschichte eines solchen? Wissen Sie, sie erregt mich stets so sinnlich, diese Musik, darum... mag ich sie nicht... wenn ich kein

Confesitaria

Ältestes und vornehmstes Haus



Biennense

Nachm. und abends gutes Konzert

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETINGA 239 - S. Paulo

er. „Nun haben wir uns nichts mehr zu verheimlichen. Wissen Sie - in letzter Zeit habe ich manchmal angenommen, Sie seien ein hervorragender Schauspieler. Unlängst die Szene - der Nackttanz und seine Folgen für Sie, gab mir zu denken, und auch die kleine Episode soeben, die mit dem Bildchen von Hirschteld. Aber ich glaube jetzt doch tast, Sie sind so, wie Sie sich aufführen.“

Peter Mönkemann zwingt sich zu gewohntem Gebaren:

„Sagen Sie mir nur, Sie Jude, warum Sie bislang vor mir Ihren Synagogenschlüssel so ängstlich versteckt haben?“

Singer grinst wieder: „Ein Spiel, werter Herr, ein Spielchen! War's nicht ergötzlich?“

„Es war vor allem ausschliesslich, werter Herr Jude. Denn ich lernte mal wieder etwas: ein Jude hält die christliche Tarnkappe an, solange es eben geht. Weil man im Innern selbst am besten weiss: Jude zu sein, ist verächtlich. Ist minderwertig, und schimpflich, auch heute noch. Und das will in un-

rück. Und es ist ungehemmt, und daher echt. „Würden Sie mir einen Gefallen tun, Herr Jude?“ Der Fragende blickt ihn an, immer noch lächelnd, doch die starre Form seiner Beherrschung ist dem Zerspringen nahe, wie eine zu heiss geblühte Töpferschale. „Würden Sie mir einen grossen Gefallen tun? Und einmal sagen, selbst sagen: ich bin ein Jude! Nur einmal - als Gastgeschenk für mich. Ich möchte das nämlich... brennend gern... aus Ihrem Mund hören!“

Singer stiert ihn an. Bezwungen vom Trunk, überwältigt vom Orkan des Hasses, getrieben vom peinigenden Blut, das den Verderber, einen der Verderber - der nicht auszurottenden - wittert.

Er will auch dieses leicht nehmen. Er will die Zügel der Führung wieder an sich reissen, in zynischem Freimut. Er will auftrumpfen, ganz gross und stark, will sagen, herauschmettern: jawohl - du Christenhund, ich bin ein Jude! Einer von denen, die ihren Fuss in euren Nacken stossen. Damit ihr wie-

Das Ende traegt die Last....



IM letzten Lebensabschnitt — dem Greisenalter — ist es noetiger denn je, sich Kraft und Energie zu erhalten, damit die Widerstandskraft gegen Krankheit und Gebrechen nicht nachlaesst.

• Nichts ist dafuer besser geeignet als TONICO BAYER, das hervorragende

Staerkungsmittel von sicherer und anhaltender Wirkung. Tonic Bayer erneuert das Blut, kraeftigt die Muskeln und staerkt das Nervensystem.

• Tonic Bayer ist eine wertvolle Hilfe, wenn es darum geht, sich trotz der Last der Jahre den guten Humor und die Gesundheit zu erhalten.

Beginnen Sie noch heute mit einer Flasche Tonic Bayer!



WAS IST TONICO BAYER?
Es ist das Staerkungsmittel, das nach dem heutigen Stand der Wissenschaft alles enthaelt, was fuer den Organismus lebenswichtig und wertvoll ist; naemlich Vitamine, Leberextrakt, Calcium, Phosphor und andere Substanzen von grossem therapeutischem Wert. Tonic Bayer wird von den weltbekanntesten Bayer-Laboratorien hergestellt. Bedarf es noch einer weiteren Garantie?

TONICO BAYER

ERNEUERT DIE LEBENSKRAFT

**Deutsches Farbenhaus
Henrique Zuehlke & Cia.**
S. Paulo, R. Christovam Colombo, Tel. 2-0671

Alleiniger Vertrieb der bekannten
TEMPEROL-FABRIKATE
(Lacke - Oelfarben - Lackfarben)
Reichhalt. Sortiment in: Pinseln, Buntfarben, Oelen, Schablonen und sonstigen Malerbedarfsartikeln.

BANDONEONS und
Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die meist gesuchten. — Generalvertreter:
Adolf Schwab, Pelotas Rio Grande do Sul
Agenturen an verschiedenen Plaetzen koennen noch vergeben werden.

Weib bei mir habe, geht's Ihnen nicht auch so? Aber Sie haben ja das Maedchen Galathe, nicht wahr?!"

Der Hass ging durch mit ihm, die grauenvolle Angst ueberstuerzend. Die Angst, die das jetzt Kommende meldete... doch es war zu spaet!

Er wird hochgerissen, wie von einem Titan. Er haengt ploetzlich in der Zwinge eines Untieres. Er roechelt, und Schaum floekht auf die Klammer, der seinen Hals umschnuerende Faust.

Er aechzt. Aus dem Roecheln und Aechzen wird ein heiseres Gurgeln, das langsam erstirbt. Und als der sich bis zuletzt aufbauende Angstgedanke, ervuergt zu werden, ermordet zu werden, abflackert, als die Bewusstlosigkeit nahe ist, lockert sich der Todesgriff. Und eine Stimme toent, in Wildheit gezaehmt, in Rache bezwungen:

„Und nun sag' es, du Schwein. Nun sprich mir nach: ich bin ein Jude!"

Und jetzt gurgelt er wirklich: „Ich... bin... ein... Jude!"

Dann landet er, wie von einem Titan getragen, nahe der rueckwaertigen Zimmerwand, schlaegt mit dem Schaedel gegen die Schmalseite des Buecherschranks. Es gibt einen Schlag wie ein Paukensignal, das Haus droehnt vom schweren Aufschlag. Der Gestuerzte erbricht sich auf dem Fussboden und kampaemt mit letzter Kraft gegen eine Erstickung an.

Der andere jagt aus dem Zimmer, mit blutgeaederten Augen. Bleibt er nur noch eine Sekunde laenger in diesem Raum, so wuere er wirklich zum Moerder.

Gott ist gross. Er schickte viel in dieses Menschen Leben.

In seiner Kammer findet er langsam zurueck. Er taucht den Schaedel in die Wasserschuessel. Er waescht sich lange und sorgfaeltig.

Schlafen...? Jetzt schlafen? Unmoeglich! Er taet einen Blick hinter den Vorhang. Wieder einen. Er sah das Interno. Schlafen? Unmoeglich!

Denn an diesem Abend sah er Asien. Er stuermt aus dem Haus. Die kuehle Luft wirkt beruhigend. Der Fussmarsch tut gut, nach einer halben Stunde steht er vor dem

Haus, darin sein Freund wohnt. Sein neuer Kamerad.

Das Tor ist zugesperrt, er preit das verabredete Signal: die ersten Takte des Steueremannsliedes aus dem Fliegenden Hollaender. Fragen klingen sie, ihn selbst ueberraschend, emporg. Aber sein Fenster bleibt geschlossen... wird ausgegangen sein, denkt er.

Paerchen ziehen vorbei, dann huscht eine weibliche Gestalt aus dem Dunkel zu ihm heran: „Na, Kleiner, mitgehen?"

Berlin... Berlin... ptui Teufel!

Wieder zurueck, diese Nacht wird nicht so leicht in den Morgen uebergehen. Als er die Treppe emporsteigt, schlaegt es von irgendeiner Kirche her Mitternacht.

ist? Mit Baeumen und Straechern und dem Gesang von Voegeln und Quellenrauschen und dem Duft scheuen Wildes?

„Sie besuchen mich auch einmal, Peterchen?" lallt sie. „Das ist schon von Ihnen, ich habe Sie auch nicht vergessen... denke oft an Sie, Peterchen."

„Und Sie trinken sich noch zu Tode, Frau Dammert," antwortet er und deutet mit einer Handbewegung auf die Flasche. Und dann bemerkt er auf dem Boden hinter ihr eine kleine, mit Wasser gefuellte Zinkwanne, auf deren Grund — wohl um zu kuehlen — eine zweite noch gefuellte Flasche ruht.

Die truben Augen flackern:

„Damit wuerde ich ihm nur" — und sie

er haette sich ein Maedchen mitgebracht, aber dann erkannte ich Ihre Stimme. Und schliesslich gab es einen schrecklichen Krach, als ob ein Schrank umgefallen waere. Ist er jetzt eigentlich Ihr Freund?" In ihrem heiseren Gestammel verbirgt sich trotz ihrer grenzenlosen Betrunktheit ein lauernder Unterton.

„Ich habe heute das letzte Wort mit ihm gesprochen, Frau Dammert."

„Dann haben Sie wohl Streit mit ihm gehabt, wie?" Und sie fuegt hinzu, ohne seine Antwort abzuwarten: „Das treut mich, das treut mich!"

„Sagen Sie mal, Frau Dammert," tragt der junge Mann, „ist die Geschichte, die Sie mir damals hier am gleichen Tisch erzaelten, wirklich von Anfang bis zu Ende erlogen gewesen, oder ist nicht doch etwas davon wahr. Ich meine die mit dem kleinen Maedchen und Dr. Singer?"

„Naetuerlich ist sie wahr," bestaetigt sie ganz gleichmuertig, ohne die geringste Gemuetsbewegung.

Peter Moenkemann erschauert. An diesem Abend, in dieser Nacht, kreisen Berge, und sie geben Gemeinheit auf Gemeinheit von sich.

„Sie haben mir doch selbst am anderen Tage alles bestritten: Sie haben doch beschworen, bei Gott dem Allmaechtigen, dass alles Luege sei! Dass Sie alles erfuenden haeten!"

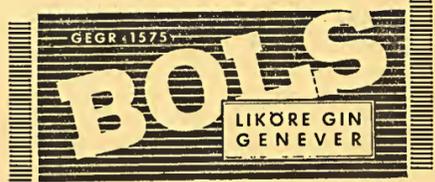
„Ja, das habe ich beschworen," bestaetigt sie. „Als ich nuechtern war!"

„Und morgen in der Fruehre werden Sie ebenso wieder alles als Luege bezeichnen, alles widerrufen!"

„Nein —" sagt sie mit einem Anflug von Festigkeit — „das werde ich nicht tun. Und wenn er mir noch so droht, denn ich weiss jetzt — er hat Angst vor mir! Sonst wuerde er mir nicht den Schnaps spendieren, der Hund... der Hund! Sie wissen ja gar nicht, was er sonst noch alles angestellt hat, wenn ich das erst erzaehle..."

Er unterbricht sie: „Sie bleiben also dabei? Es ist so, wie Sie mir hier in der Nacht alles erzaehlt haben?"

„Naetuerlich stimmt es, wenn einer im Suft ist, dann luegt er doch nicht. Das Kind ist



VEABON

PASTILLEN DAS BESTE BEI
HUSTEN, HEISERKEIT

Hirsch Apotheke
3#000
RUA SAO BENTO, 219

Aber schlafen kann er immer noch nicht, und ploetzlich hebt er den Kopf — denn von nebenher, vom Zimmer der Vermieterin her, dringt Geruesch. Wollte der Jude ihn nicht fernhalten von ihr? Das ist ein Grund, das Gegenteil zu tun, einen Menschen muss er heute noch sehen, und sei es auch nur eine betrunkenen, alte Frau.

Auf einen solchen Anblick war er allerdings nicht vorbereitet.

Ein Wrack ist in den Korbsessel eingezwaengt. Ein menschliches Wrack, ein Hauten schon fast verwesenden Fleisches und morscher Knochen. Zusammengehalten von taublasser Menschenhaut. Ein im ganzen armseliges Buendel, mit dem verhuenzten Gesicht einer Greisin, truer mal ein lebendiger, vielleicht sogar ein ansehnlicher Mensch. Ruiniert von gierigen Lastern, geschlagen vom Elend, von der Not des Daseins — ausgelaugt vom Alkohol, verwuestet von der Gemeinheit der Grossstadt.

Ob sie wohl jemals in ihrem Leben in einem Wald, einem richtigen Wald gewesen

weist mit einer nur angedeuteten kraftlosen Handbewegung zu Dr. Singers Zimmer hin — „den grossten Getallen tun. Denken Sie, Peterchen, er will mir so viel Schnaps bezahlen, wie ich nur mag. Ich darf schon seit bald drei Wochen alle Flaschen auf seinen Namen anschreiben lassen."

„Und Sie jedenfalls tun ihm den Getallen," sagt er in Abscheu.

„Soll ich nicht, Peterchen? Es ist jetzt doch zu spaet."

„Zu spaet? Wenn Sie es selbst sagen, wird es schon stimmen. Denn wer sich selbst autgibt, ist immer verloren."

Sie kraechzt, von Hustenanfaellen unterbrochen:

„Wollen Sie einer alten Frau die Leviten lesen, Peterchen? Lassen Sie nur — das ist doch nicht mehr zu aendern... ich bin bald soweit, die Karten haben es mir verraten. Mir bleibt nur noch die Flasche." Peter Moenkemann schweigt.

„Sie waren ja so lange bei ihm," beginnt sie wieder. „Ich hoerte Musik, dachte zuerst,

Olympia

Die zuverlaessige
Schreibmaschine
fortschrittlich
arbeitender Bueros



Olympia Madinas de Escrever Ltda.
Praça da Sé 43 / Telefon 2-1895

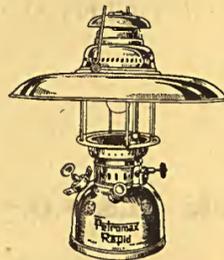
CONDOR FLUGDIENST

PASSAGIERE
POST
FRACHT

Telegr. AERONAUTA

SÃO PAULO: Telef.: 2-7919
SANTOS: Telef.: 5001

Die neuen Sturmlaternen Petromax Rapid



sind mit Schnell-Zuendung versehen, ohne Alkohol-Vorheizung und brennen sowohl Gasolin wie auch Petroleum

Erstklassige deutsche
Qualitaetsware der
Ehrich & Graetz A. G.
Berlin SO 36

Lieferbar in 3 Groessen bis zu 500 Kerzen, mit oder ohne Blendschirm

Ausfuehrlichen Katalog mit Abbildungen und Preisen, auch ueber Petromax-Haengelampen, Tischlampen und die weltbekannten Graetzin-Alkohol-Haengelampen erhalten Sie im Fabrikslager

E. OLDENDORF, Caixa postal 1072, SAO PAULO
Rua Senador Quelroz 79-A — Tel. 4-0190

Agentur und Lager in Rio: LEO VOOS, Rio de Janeiro
Rua Sao Pedro 106, 3º andar

In Curitiba: CLAUD JOHANN, Curitiba, Rua Dr. Muricy 282-A

„Sublime“

die beste Tafelbutter

Theodor Bergander

Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620

THEODOR WILLE & CIA. LTDA.
IMPORT UND EXPORT
 LARGO DO OUVIDOR No. 2
 SÃO PAULO



Baumaterial

- Stachel- und glatter Draht
- Salz „BRILHANTE“ und „THEWICO“
- Sämtliche Düngemittel „RHENANIA-PHOSPHAT“
- Maschinen für sämtlichen Bedarf
- Landwirtschaftliche Maschinen u. Traktoren „CASE“
- Waagen-Fabrik „THEWICO“
- Hydraulische Pumpen „JORDÃO“
- Schmieröle u. Fette „GARGOYLE-MOBILÖL“
- Lokomotiven u. Lastkraftwagen „HENSCHEL“ für Gasolin- und Schweröltrieb
- Hydraulische Turbinen und Maschinen für Papierfabrikation „VOITH“
- Feuerlösch-Apparate „FLADER“ etc.
- Autoreifen und Schläuche „CONTINENTAL“



Vertreter der Schiffahrtslinie „H.S.D.G.“

Generalagenten der
Cia. Internacional de Seguros



SIEMENS-SCHUCKERT S.A. - SÃO PAULO
 Rua Florencio de Abreu 43 - Tel. 3-3157

In Santos an der Praia
 Praça da Independencia 7/14
Hotel Deodoro

Solides deutsches Haus. — Niedrige Preise. —
 Erstklassige Küche. — Bes.: **Conr. Müller.**

Brahma-Braustüb'l
 Rua Dom. de Moraes 99
 Täglich Konzert

Livraria Delinee

Älteste deutsche Buchhandlung
 Rua São Bento 541 - Caixa Postal 2-V São Paulo
 Reichhaltigstes Sortiment. Bestellungen werden rasch
 und gewissenhaft ausgeführt.

GDYNIA - AMERIKA

Schiffahrtslinien - Südamerikanische Linie

S/S „Pulaski“

fährt am 1. August nach RIO DE JANEIRO,
 BOULOGNE S/M, KIEL-HOLTENAU und
 GDYNIA

S/S „Kosciuszko“

fährt am 31. August nach RIO, VICTORIA,
 DAKAR, BOULOGNE S/M, KIEL-HOLTENAU
 und GDYNIA

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
S/S „Pulaski“	18. Juli	1. Aug.
S/S „Kosciuszko“	18. Aug.	31. Aug.
S/S „Pulaski“	7. Okt.	20. Okt.
S/S „Kosciuszko“	8. Nov.	21. Nov.
S/S „Pulaski“	9. Dez.	22. Dez.
S/S „Kosciuszko“	13. Januar	25. Januar

Ferner Luxuskablen für 1., 2. und 3. Klasse.

Verkaufsstelle der Schiffskarten
 sowie nähere Auskünfte

Agencia Poloneza de Viagens
 São Paulo, Rua Libero Badaró 561
 2.ª Sobreloja, Tel. 2-3851

Preiswert **Rölnisch Wasser** Erfrischend

das beliebte Qualitätsprodukt der

Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro

Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

Gebrauchter elektr. Eisschrank

mit vier Türen, in gutem Zustand,
 billigst zu verkaufen.

Möbelhaus Walter Schulz

R. Gen. Couto de Magalhães 13 / Tel. 4-3287

Reiche Auswahl in Vorlagen aller Preislagen.
 Fachmännischer Rat bei Anfertigungen.

Grosser Stock in neuen und gebrauchten Möbeln
Kauf - Verkauf - Tausch

doch davon krank geworden, kam hinterher in ein Sanatorium, und die Mutter hat von ihm viel Gelo bekommen.“

„Krank geworden?“
 „Gewiss — er ist doch heute noch krank, wissen Sie denn das nicht? Deshalb trinkt er doch auch nicht, er darf es nicht! Und weil ich alles und noch viel mehr weiss, deshalb will er mich bald unter die Erde haben.“

„Wissen Sie, was Sie selbst sind, Frau Dammert?“ Der grosse Jammer fasst ihn an.

„Ich weiss,“ lallt sie, „ich bin eine alte, veroffene Bordellmutter —, er sagt es mir fast noch jeden Tag. Aber Angst hat er doch vor mir.“

„Und ich zeige ihn morgen an, damit Sie Bescheid wissen. Und wenn Sie selbst auch hereintreten, wegen Kupperei — ich kann nicht anders: Ich will nicht auch mitschuldig sein!“

„Tun Sie das, Peterchen.“
 „Was...? Das sagen Sie?“
 „Na gewiss doch, mir ist alles egal, alles... habe mir gestern morgen die Karten gelegt, mit mir ist es doch bald vorbei. Denn die Karten lügen nicht.“

Er erhebt sich. Er weiss nicht, ob ihn die abgründig gelassene Niedertracht bewegt oder ob es das gewaltsam zurückgedrängte Mitgefühl mit dieser Alten ist, das sich trotz allem in ihm regt.

„Gehen Sie zu Bett,“ sagt er, „hören Sie mit dem Trinken aus. Und morgen — quartiere ich mich aus, endgültig!“

„Peterchen,“ stammelt sie, und sie versucht, sich zu erheben, aber es geht nicht recht, „Peterchen — und ein Jude ist er auch. Ich habe Sie damals auch damit belogen.“

Es ist eine seltsame Erklärung, eine seltsame und zusammenhanglos scheinende Begründung.

„Gehen Sie zu Bett,“ tordert er nochmals, „soll ich Ihnen dabei helfen, wenn Sie nicht allein so weit kommen können? Es geht doch nicht an, dass Sie die ganze Nacht hier hocken bleiben und Schnaps trinken!“

„Die Putzfrau kommt schon sehr zeitig,“ fällt sie, „die hilft mir dann schon ins Bett. Das können doch Sie nicht tun,“ kichert sie, grauenhaft, wie ein zahloses Gespenst. „Ein junger Herr... wie Sie — und ein altes Weib... Tun Sie mir lieber einen anderen Gefallen,“ krächzt sie, die einzelnen Worte in schwerer Anstrengung aneinanderreihend — „reichen Sie mir die Flasche her, Peterchen, die dort im Wasser liegt. Ich bin ja... so... unbeholfen...“

„Damit Sie noch mehr sauten?“ erbot er sich. „Gar nichts tue ich. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Peterchen,“ stammelt sie. In seinem Zimmer raucht er noch eine Zigarette. Oeffnet das Fenster. Der gestirnte Himmel leuchtet, ein königsblauer Prunkmantel, mit gründeren Sternen besät. Ein Lied, eins aus Kindertagen, durchzieht sein Gemüt:

„Weisst du, wieviel Sternlein stehen... Gott der Herr hat sie gezählt...“

Wo bist du, Gott? Bist du auch in dieser Grosstadt? In diesem Haus?

Die Sterne flimmern. Ohne Antwort.

Er kramt seinen Koffer durch. Ist kein Buch zu finden? Das ein wenig Frieden gibt?

Und dann berührt seine Hand kaltes Eisen... seine Pistole. Seine gute alte Pistole.

Die Freikorpszeit und Ruhrkrieg überstand, die ihn auch nach Berlin begleitete.

Eigentlich verboten, denn er hat keinen Waffenschein. Nun — gar so schlimm ist es wohl nicht. Wäre man früher geboren, einige Jahrtausende zurück — die innerhalb

Fort damit, es kommt auch mal anders. Nun aber — schlafen. Er zwingt sich dazu.

In seine wirren Traumgesichte poltert ein dumpfer Schlag. Er ist nicht stark genug, ihn zu erwecken, obgleich er ihn vernimmt.

Der Schlafende wirt sich nur zur Seite: ein Traum, träumt er. Nur ein Traum.

Und der grosse Würger schlich sich in die Wohnung und niemand vertrat ihm den Weg.

Die Sonne zieht nach ihrem Gesetz, dem urewigen, kaum über den Horizont, da erwacht er. Eine Schwalbe sirt, langgezogen und in blitzschnell hintereinander folgenden Lauten, dann schweigt sie, und diese Stille

ten in die beiden Koffer, heute noch wird er ausziehen. Er stellt sie an die Türe, zum Abholen bereit, und dann schleicht er sich nach unten. Die Stuten knarren erschreckend laut, doch nun empfängt ihn die Frische der Morgenluft. Noch ist sie ziemlich sauber, die Fabrikschlechte quälmen noch nicht, die Hauskamine rauchen noch nicht, und nur ein Frühomnibus knattert — unbesetzt — über die Strasse, eine blässbläuliche Rauchfahne wie einen Kometschweif hinterlassend.

Er geht zu Fuss bis zur Wohnung seines Mädchens, steht vor dem Haus und fragt sich: was will ich nun hier? Sie aufwecken? Dumm und kindisch, morgens, noch vor dem ersten Hahnenschrei andere zu belästigen, in solcher Frühe lässt man die Leute schlafen. Besonders ein junges Mädchen, auch wenn man es liebt.

Liebt? Geliebtes Mädchen?
 Nun... gewiss — oder nicht? Man weiss nicht recht, es entstand ein teiner Riss, ein Haarstrich nur, aber — er dehnte sich. Wuchs in die Breite... nun gut — schlafen lassen.

Keht marsch zurück! Mit dem ersten Zug der Untergrundbahn fährt er, Richtung Krumme Lanke. Eine Station vorher steigt er aus, in der Umgebung von Onkel Toms Hütte ist Wald.

Er nimmt ihn in sich auf, mit allen Sinnen, wie ein Tier, das man monatelang im engen Gitterkäfig gehalten hielt. So, als ob ein in der Wüste Verdurstender zum Quell zurückgekehrt wäre. Er legt sich zu Boden, plötzlich fallen ihm die Augen zu — hier im Wald kann er schlafen zu jeder Stunde — und erst als die Sonne ihm fast senkrecht ins Gesicht scheint, wacht er auf.

Gute Nerven — heiterer Sinn.

Es ist schon so, ein nervös veranlagter Mensch kann seinen Mitmenschen auf deren noch „gesunde Nerven“ fallen. Meist sogar ohne es zu wollen.

Nervös sind wir eigentlich so ziemlich alle oder wir halten uns wenigstens dafür. Wo der einzelne im Berufsleben auch seinen Mann stellen mag — das Hasten und Treiben der Umwelt wird von Tag zu Tag größer und lauter. War es gestern das Radio, so wird es morgen die Fernsehtechnik sein, die uns immer neue und intensivere Eindrücke vermittelt.

Dazu kommt, daß wir in einem sehr warmen Klima leben, welches an sich schon höhere Anforderungen an unseren Organismus stellt. Um den notwendigen Ausgleich zu schaffen, ist es deshalb ratsam, jedes Jahr eine Kur mit Conosofan durchzuführen. Conosofan gibt den Nerven neue Kraft und hebt das Allgemeinbefinden oft schon im Anbeginn der Kur. Conosofan ist ein Bayer-Produkt — man kennt es überall.

PEBECO
 die Zahnpasta
 höchster Leistung

sie verhütet
 Zahnfäule
 sie bekämpft
 Pyorrhoe



382

der Jahrtausenden der Mutter Erde doch nur eine winzige Rolle spielen —, dann ginge man schräg über den Flur und knallte einen Juden über den Haufen. Den Finger am Abzug, kurz gezielt — bauz — ein Schwein wenger.

Aber heute — Ordnung muss sein. Lächerlicher Gedanke übrigens, damals hätte man höchstens die Steinaxt nehmen können. Gab's noch keine Schussdinger, nicht? Aber Juden? Ja, die gab es schon. Auch vor Jahrtausenden bereits — zähle zweimal tausend Jahrchen abwärts, da schlugen sie doch wohl schon einen Gott ans Kreuz. Um ihrem Götzen zu leben. Oft heisst er Jahwe. Oft Bauch. Oft Geschlecht. Und Geld, und Macht, und meistens alles zusammen!

bringt ihn vollends zum Wachsein. Er lauscht ihrem nochmaligen Ruf, es dauert eine geraume Zeit, und dann lässt sie sich wieder hören. Eine einzelne Schwalbe über den unzähligen Häuservierteln dieser Weltstadt.

Es ist aus mit dem Schlaf.

Er steht auf, kleidet sich an. Die Stille ist dicht und gesammelt, auch von nebenan ist nichts mehr zu hören. Sie wird doch zu Bett gefunden haben, die Alte.

Aber diese Stelle ist auch bedrückend, als laiere ein graues Fabeltier auf ahnungslose Beute.

Diese Stadt — o, diese Stadt. Er passt nicht zu ihr. Er ist kein Stadtmensch, und wira nie ein Stadtmensch werden.

Peter Mönkemann packt seine Habseligkei-

H. S. D. G.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

Antonio Delfino

fährt am 5. Juli nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, MADEIRA, LISSABON, BOULOGNE S/M. und HAMBURG.

Madrid

fährt am 3. Juli nach: MONTEVIDEO und BUENOS AIRES.

und am 20. Juli nach: RIO DE JANEIRO, MADEIRA, LISSABON und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
Antonio Delfino		5. Juli
Madrid	3. Juli	20. Juli
General Osorio		30. Juli
Cap Arcona	11. Juli	5. August
Cap Norte	14. Juli	5. August
Monte Sarmiento	21. Juli	10. August

Besondere Ermässigungen für Touristen in der ersten, zweiten und Mittel-Klasse.

Auskunft und Beratung:

THEODOR WILLE & CIA. LTDA.

São Paulo — Santos — Rio — Victoria

Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - 1

Tel. 42-3601

Confeitaria Allemã

moderne Bäckerei

Praça Princesa Isabel 2

Telefon: 5-5028

empfiehlt seine ff. Torten, Kuchen aller Art, tägl. fr. Schwarz- und Kommisbrot, sowie westfäl. Pumpnickel usw.

Wilhelm Beurschgens

Deutsche Sprachkurse

Leitung: Lektor Dr. Wasmuth

Am 4. Juli beginnt das neue Halbjahr der Deutschkurse mit 30 Klassen. Der Unterricht (nur für Erwachsene!) wird in der Olinda-Schule, in der Villa Marianna-Schule und in der Deutschen Schule in Santos erteilt.

Einschreibengebühr Rs. 25\$000 für das Halbjahr; Unterrichtsgeld wird nicht erhoben. Anmeldungen vom 30. Juni bis 2. Juli, zwischen 16 und 20 Uhr, in der Rua Olinda 190 bzw. in der Rua Cça de Queiroz 5; in Santos, Avenida Bernardino de Campos 569, zwischen 8 und 15 Uhr bis zum 15. Juli.

Stundenpläne sind in den Sekretariaten der Schulen zu haben.

Auskunft: in S. Paulo durch Fernruf 7-6068, 11-13 Uhr, in Santos durch Fernruf 2217, 8-12 Uhr.

ORIGINAL Junghans
MADE IN GERMANY

ALLE Junghans UHREN

TRAGEN DIES ETIQUET

In allen Fachgeschäften zu haben

Achtung!

Wegen Rückwanderung

verkaufe

ich mein seit vielen Jahren bestens bekanntes

Hotel

in der schönen Industriestadt Joinville (Santa Catharina).

Erstklassige Existenz — Bestens renoviert
Erstklassige feste Kundschaft.

Offerten unter „Hotel“ an die Expedition dieser Zeitung.

Wollen Sie billig in Deutschland reisen, so nutzen Sie die Vorteile der

Registermark

Wir stellen Ihnen gern Reiseschecks oder Zirkularkreditbriefe aus und stehen Ihnen mit Auskünften bereitwilligst zur Verfügung

Banco Germanico

da America do Sul

São Paulo

Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)
Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5
Santos, Rua 15 de Novembro 114

„Donnerwetter,“ murmelt er, „habe ich gut geschlafen. Und lange! Es wird aut Mittag zu gehen.“

Nun wieder zurück — er muss den Kameraden sprechen, wenn er auch nur belanglose Sätze mit ihm redet. Er muss ihn wenigstens sehen — nach dieser Nacht, nach den Erlebnissen des vergangenen Tages treibt es ihn dazu. Ausserdem — er will sich beraten lassen: wie fängt man es eigentlich an, wenn man eine Anzeige erstatten will? Jetzt, da er endgültig dazu entschlossen ist, da der Gedanke verwirklicht werden soll, muss er doch zuerst wissen: zu wem geht man mit dieser Anzeige? Zur Polizei oder zum Gericht?

Nun — Klaus Wagner wird es wissen, er studiert doch Jura, und ein wenig fällt es doch wohl in sein Fach.

Dessen Wirtin sagt aut seine Frage:

„Ihr Freund ist nicht mehr hier. Ist abgereist.“

„Nicht mehr hier? Abgereist...?“

„Er bekam ein Telegramm von zu Hause — sein Vater ist plötzlich gestorben.“

„Wann ist er denn abgetahren?“

„Gestern... gegen elt Uhr. Es ging so plötzlich, er hat übrigens einen Brief für Sie zurückgelassen. Augenblick — ich hole ihn.“

Der Brief bestätigt es: Peter Mönkemann ist ratlos. Der Kamerau ist tort, der einzige, mit dem er sich hier in dieser Stadt verstehen und verständigen konnte. Eine Lücke tut sich aut, eine grosse Lücke: immer muss man ja erst verlieren, um zu bemerken, was man besass.

Die Zimmervermieterin — sie heisst Frau Branner und ist, wie fast alle Berliner Zimmervermieterinnen, Witwe — kennt ihn von seinen früheren Besuchen her. Sie sieht, dass diese Eröffnung den jungen Mann hart mitnimmt, sie tröstet ein wenig:

„Er ist ja nicht aus der Welt, Herr Mönkemann. Er hat mir auch noch ausdrücklich die besten Grüsse für Sie autgetragen, und ich sollte Ihnen sagen, dass er bald weitere Nachricht von sich geben würde. Mir tut es auch leid, dass er tort ist, das dürten Sie mir glauben. Er war ein so netter junger Mann, nicht so, wie die anderen jungen Leute der heutigen Zeit.“

„Haben Sie sein Zimmer bereits wieder vermietet?“

„Aber nicht doch — so schnell geht das nicht.“

„Wollen Sie es mir abtreten?“

„Gern... suchen Sie denn eins?“

„Ja — ich suche eins — in meiner alten Bude halte ich es nicht mehr aus! Da hockt nämlich ein Jude in meiner Nähe, müssen Sie wissen.“

„Nee — Juden gibt's bei mir nicht! Kommt auch keiner rein bei mir — meine Wohnung halte ich sauber. Ich habe nämlich noch mehrere unverheiratete Töchter bei mir, wissen Sie?“

Das ging schneller als erwartet, eine Unterkunft hat er also. Noch dazu die, in der sein Kamerad wohnte.

„Ich bringe gleich meine Koffer,“ verabschiedet er sich.

Als er bei seiner alten Wohnung anlangt, ist die nächste, die ganz grosse Ueberraschung fällig. Diese Mietskaserne summt nun wie ein Bienenhaus, vom Dachgeschoss bis zum untersten Stieckwerk. Aut allen Treppen und Gängen stehen Menschen, tuscheln, gestikulieren. Uniformen tauchen aut, unbeschreibliches Durcheinander. Die Wohnung ist abgesperrt, ein Beamter öffnet erst nach mehrmaligem Läuten. Peter Mönkemann wird er-

getrieben hat. Er bezahlte ihr seit Wochen den Schnaps, er hatte Anlass genug, die Frau dauernd unter Alkohol zu halten, denn sie wusste von einer grossen Schweinerei des Dr. Singer.“

„Woher wissen Sie das denn alles?“

„Die alte Frau hat es mir selbst erzählt!“

„Wann hat sie das erzählt?“

„Nun — zuerst vor einigen Monaten, kurz, nachdem ich hier eingezogen war. Und dann heute nacht wieder.“

„Warum haben Sie das denn nicht sofort gemeldet?“

„Weil die Frau zuerst am anderen Tage alles widerriet. Erst heute nacht habe ich Ge-

einen Stuhl gestürzt. Ich habe mich von seiner Kopfverletzung selbst überzeugen können.“

Peter Mönkemann grinst über das ganze Gesicht. Der Beamte kommt in Wut: „Was haben Sie da zu lachen?“

„Nun — ich weiss besser, woher dieser Judenhund die Koperverletzung hat!“

Aber nun wird er angetaucht:

„Ich bitte mir zum letztenmal ein anderes Benehmen aus. Und ersparen Sie sich Ihre haltlosen Verdächtigungen: Herr Dr. Singer bekleidet im Ministerium eine hohe Stellung!“

„Ach so...!“ entfährt es dem Jungen.

(Fortsetzung folgt)

Unser großer

Jahres-Ausverkauf

hat begonnen

Auf alle nicht zurückgesetzten Preise

10% Rabatt!

Casa Lemcke SÃO PAULO
Rua Libero Badaró 303

wartet, weiss natürlich von nichts, aber dann erfährt er:

Die Putzfrau tand am Morgen Frau Dammert tot vor. Sie war bei dem Versuch, die gefüllte Schnapsflasche aus dem Wasser zu holen, in ihrer sinnlosen Trunkenheit vornüber gestürzt. Sie lag mit dem Gesicht in der gefüllten Wanne, ohne die Kraft zu besitzen, sich zu erheben. Sie war erstickt. Sie war ertrunken in einem wassergefüllten Zinkbehälter, der nicht mehr als zwei Eimer Flüssigkeit fasste.

Sie war gestorben, wie sie gelebt hatte. Und nun lag sie bereits im Leichenschauhaus autgebahrt.

Der junge Mann wird vernommen: er war ja der, der sie zuletzt noch sah. Peter Mönkemann erzählt klipp und klar, kurz und sachlich. Der Beamte nimmt ein Protokoll aut.

„Ich behaupte —“ sagt er — „dass der Mitbewohner Dr. Alex Singer diese Frau systematisch in den Suif und damit in den Tod

wisshett erhalten.“

„Nette Zustände,“ meint der Beamte.

„Nehmen Sie denn darüber kein Protokoll auf?“ fragt der junge Mann. „Dr. Singer wohnt hier gleich aut der anderen Seite des Flures... er dürfte auch sonst noch allerhand aut dem Kerbholz haben. Das Schwein!“ knirscht er nun plötzlich... „dieses Judenschwein!“

Der Beamte blickt prütend aut: „Ich möchte so was nicht hören,“ sagt er in dienstlichem Ton. Uebrigens habe ich Herrn Dr. Singer bereits am Vormittag vernommen, er wohnt auch nicht mehr hier im Hause und hat schon seine Sachen packen lassen.“

„Er hat wohl Angst, dass jetzt seine Verbrechen Geschichten ans Licht kommen, wie?“

„Das sind Ihre Sachen nicht, drücken Sie sich gefälligst etwas gewählter aus, wenn ich bitten darf. Alles, was Sie vermuten, ist ausserdem völlig haltlos — auch er hat nämlich einen Unfall gehabt, ist im Dunklen über



DAS TICK-TACK DER UHR AM BETT KLINGT SO LAUT WIE EINE GLOCKE

Und die Schlaflosigkeit, jenes schreckliche Gespenst, macht die Nächte unerträglich lang.

Eine Tablette des harmlosen Beruhigungsmittels ADALINA bewirkt sofort einen natürlichen und erquickenden Schlaf.

ADALINA
BAUER

Zur Goldenen Höhe

Roman von Otto Hawranek • Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin

(4. Fortsetzung)

„Ach — hören Sie aut mit dieser Quassel!“

„Wie Sie wünschen, Herr Többe!“ Fabinke begab sich lächelnd zum Schanktisch, kam aber sofort zurück. Er trug einen Bocksbeutel und zwei Gläser. „Ein Willkommenschluck in der Heimat, Herr Többe! Sie werden ihm mir nicht abschlagen, wenn Sie das Etikett gelesen haben...“ Er drehte vorsichtig die Flasche und schenkte dann ohne weiteres ein.

Lutz Többe lächelte versöhnt. Er schnupperte an der Blume, tat dem Wirt Bescheid.

Fabinke schenkte sofort wieder nach. Als er jetzt sprach, war nichts mehr von Geschmeidigkeit in Haltung und Stimme. „Dieses Fräulein Käthe stammt aus Süddeutschland. Dort und in der Schweiz ist es bekanntlich ein ehrenvoller Beruf, Servierfräulein zu sein. Hierzulande besteht leider eine bedauerliche Voreingenommenheit gegen die Schankmädchen und die Kellnerinnen. Das wird sich wohl erst im Laufe der Zeit ändern lassen. Ich jedenfalls stelle nach mancherlei Erfahrungen nur noch Personal ein, das von sich aus mit dem gleichen Vorsatz in seinem Beruf steht...“ Er trank bedächtig. „Wie sich die Mädchen ausserhalb des Geschäftsbetriebs ihr Leben einrichten, ist natürlich genau so ihre Sache wie bei anderen berufstätigen Frauen auch...“

„Sehr loblich gedacht.“

„Sehen Sie!“ lächelte Fabinke. „Ich wusste, dass Sie dafür Verständnis hätten, Herr Többe! Mit Ihnen kann man über alles klar und einfach sprechen, kann sich Umschweife ersparen — beziehungsweise, man braucht nicht zu quatschen...“ Er griff in die Brusttasche und förderte einen Kontoauszug zutage, den er auf dem Tisch glattstrich. Mit der Hand fuhr er flüchtig an einer Zahlenkolonne entlang und tippte mit dem Finger auf eine runde Endzahl. „Das Urlaubskonto, Herr Többe! Sie wissen ja: Das letzte Mal ging es besonders hoch her. Freunde und Freundinnen wohnten zwei Tage hier auf Ihre Kosten. Es war eine lustige Gesellschaft — das muss ich sagen...“

„Geben Sie her!“ Lutz Többe biss sich auf die Lippen; sein Blick flog über die Zahlen. Er wusste, dass Oskar Fabinke streng korrekt war, auch wenn er Kredit gab. Teufel — ein Betrag von über 800 Mark war da aufgelaufen! An der Richtigkeit war nicht zu zweifeln. Er, Lutz, bezahlte zwar immer die kleine Tageszeche, aber wenn er „in Fahrt“ geriet, die ganze Gaststube einlud oder mit Freunden, die immer Durst, aber nie Geld hatten, ein Gelage veranstaltete, dann eröffnete Oskar Fabinke bereitwillig ein Konto, das er allerdings am Schluss einer solchen Sitzung, die nicht selten in grosser Feuchtigkeit endete, von Lutz unterschreiben liess, wie in den Kasaios die Bons gezeichnet wurden. Ja, und das war nun der Auszug von solchen „Bons“.

„Ich will kein Geld, Herr Többe,“ sagte Fabinke freundlich. „Ich weiss doch Bescheid: Junge Leute — Maler, Studenten, nicht wahr? Heutzutage nun sollen Wirte solche Kredite nicht mehr geben. Das ist ganz richtig, denn sie kommen einer Verführung gleich. Bei ihnen liegt der Fall natürlich anders; Sie können sich das leisten. Aber ich muss Sie sozusagen nach gewissen Fristen mahnen. Nicht, weil mir das Spass macht, sondern wegen Verjährung und so. Wenn Sie mit dem heutigen Datum den Betrag anerkennen und unterschreiben, ist der Fall erledigt. Der Ordnung halber: Fünf vom Hundert Zinsen wären Ihnen doch nicht zu hoch?“

„Nem.“ Lutz unterschrieb. Es wäre würdiger gewesen, das Geld auf den Tisch legen zu können. Aber bei Oskar Fabinke brauchte man das wohl nicht so peinlich genau zu nehmen... Immerhin — schon die zweite Mahnung an diesem Tage?

„Danke!“ Fabinke steckte das Papier wieder ein.

Lutz Többe stürzte sein Glas hinunter und liess sich abermals einschenken. Mit dem Kontoauszug verschwand auch ein Teil seines Missbehagens. Der Wein war gut und verschlechte die grauen Gedanken. „Das Geld ist Ihnen sicher, Herr Fabinke — das wissen Sie ja: Das Haus meiner Mutter gehört mir einmal; ihre Anteile an der Firma A. F. Többe werde ich sofort kündigen, wenn — Na ja: Jedemal wird sich dann mein Onkel nicht mehr als Vermögensbewahrer aufspielen können. Wenn der nämlich nicht wäre, mein lieber Herr Fabinke — zum Wohle!“

„Zum Wohle, zum Wohle, Herr Többe! Einen Augenblick — hab' noch so ein Bocksbeutelchen kalt gestellt...“

„Geht auf meine Rechnung,“ sagte Lutz nachlässig.

„Wie Sie wünschen — gewiss...“ Oskar Fabinke ging und kam. Er sah, dass der Gast „in Fahrt“ geriet. „Unter uns, Herr Többe: Ihr Onkel verhält sich durchaus richtig. Das Testament Ihres Vaters wollte es so. Sie selber haben mir das mal erzählt. Aber das schöne Haus nebenan gehört Ihrer Frau Mutter privat — und damit Ihnen, als dem einzigen Sohn. Eine Frage der Zeit nur; leider ist das Leben so. Ich kann mir nun nicht denken, dass Sie später jemals hier auf der „Goldenen Höhe“ zu versauern gedenken. Sie werden verkaufen, ein schönes Stück Geld heraus schlagen und in die Grossstadt ziehen. Tscha — wenn man das Vorkaufsrecht bekommen könnte, als Nachbar gewissermassen?“

„Wie kann ich wissen, ob ich dann verkaufe?“ Lutz versuchte sich vorzustellen, welche Entschlüsse er wohl zu diesem Zeitpunkt fassen würde. Atelier —? Erna Quandt —? Eigentlich hatte er sich da mit diesen tappigen zweitausend Mark schon festgelegt...

Aber — nein! Seit heute war es ja anders: Erna wollte doch von ihm das Geld zurückhaben. Plötzlich blitzte ein Gedanke. „Vorkaufsrecht? Da ist wohl nichts mehr zu machen, mein Lieber. Wenn ich einige tausend Mark hätte — tscha —, aber die habe ich nicht...“

Oskar Fabinke lauschte den Worten nach. Er war über Többes Lage genau unterrichtet. „Das da eben war Bluff gewesen...“ „Schon ein Darlehen dafür bekommen?“ fragte er gedehnt, deutlich Zweiteil in der Stimme.

Többe zuckte unbestimmt mit den Achseln. War Ernas Geld ein Darlehen? Er trank und schwieg; schon ein wenig weinschwer, stützte er den Kopf in die Hand. „Darlehen oder nicht?“ stiess er dann durch die Zähne, „ich hatte einmal vor, hier ein Atelier einzurichten. Dazu gab jemand mir Geld. Es ist aber nichts daraus geworden, und es wird auch nichts —“ Er brach, wütend über sich selbst, mit einer Handbewegung ab.

Aha, aha! dachte Fabinke und glaubte, im Bilde zu sein. Er wiegte den Kopf und strich sich das Kinn. „Herr Többe — ich habe als Nachbar, wie schon gesagt, grosses Interesse an Ihrem künftigen Besitz. Wenn Sie wollen, schiesse ich einen gewissen Betrag vor — sagen wir: zwei- bis dreitausend Mark. Es bliebe Ihnen dabei noch völlig unbenommen, das Haus zu behalten. Dann würde das Darlehen eben zur Hypothek, oder Sie zahlen es mir zurück. Wenn Sie jedoch verkaufen, so müssten Sie mir das unbedingte Vorkaufsrecht einräumen; dafür gälte das Darlehen als Anzahlung. Es wäre für Sie nicht das geringste Risiko dabei...“

„So, so?“ Lutz sah den Wirt missträulich an. Hier stimmte doch etwas nicht? Dass Fabinke noch andere Geschäfte, aber auch Vermögen haben musste, darüber war man sich in der Landschaft einig. Ein Narr war er obendrein... „Ach so — Sie wollen wohl heute abend auch gleich den Preis festsetzen, mein Lieber?“

Fabinke schüttelte nachsichtig den Kopf. „Meines Wissens darf an diesen Umgebungsstrassen nicht neu gebaut werden. Unsere Grundstücke aber liegen schon daran — da heisst keine Maus einen Faden ab. Für Sie als Maler ist das belanglos, für mich als Geschäftsmann nicht. Wir werden uns über den derzeitigen Preis schon einigen... Zum Wohle!“

... Nun: Das kleine Vorkaufsgeschäft kam zustande. Als Lutz Többe die „Goldene Höhe“ verliess, ruhte ein Schock über dreitausend Mark, auf eine Berliner Bank gezogen, in seiner Brieftasche. Berlin! Das Wort zog ihn zauberhaft an. Er würde nur einige Tage in der Heimat bleiben, sich ein Telegramm senden lassen und abreisen. In seinem Auftrag würde die Berliner Bank dann an Erna Quandt zweitausend Mark überweisen...

Die einzige Kommunalstrasse, die von Oehretrot in die nordwärts gelegenen Dörfer führte, stieg steil und schmal aus Stadt und Tal zur Goldenen Höhe empor. Der Stadtraum blieb bald zurück; Gärten, Felder und Wiesen hänge säumten ihren weiteren Anstieg. Auf der Höhe zweigte rechts ein breiter Zufahrtsweg ab, an dem das Quandtsche Anwesen, der Gasthof „Goldene Höhe“ und die anderen Häuser lagen. An dieser Stelle war links der Strasse ein Wiesenplan, der als erste Baustelle in Aussicht genommen war. Hier würde bald die moderne Asphaltbahn die alte Kommunalstrasse schneiden.

Seit gestern krochen in gewissen Zeitabständen fremde Lastwagen bergwärts. Sie wurden zunächst von den Oehretrotter Einwohnern wenig beachtet, denn sie hatten Bretter und Bauholz geladen, und das war kein ungewohnter Anblick.

Dann aber kam ein gigantischer Lastzug, dessen Motorengeräusch aufhorchen liess. Mit kleinen Gängen mahlte er sich hinauf, die ganz schmale Strasse beanspruchend. Er trug schwere klirrende Last, die hochgestapelt schwankte. Jetzt blieben die Leute stehen; Fenster flogen auf; Zurufe erschallten. Denn es schien, als sei die Maschine der jähren Steigung nicht gewachsen. Ja, es sah sehr gefährlich aus! Aber der Fahrer hinter seinem Steuerrad lachte, und seine Begleiter auch. Das war ungemein beruhigend, und man konnte die Ladung betrachten: Schienen, Schwellen, Kippwagen und Maschinen, tachmännisch verstaubt und gesichert. Tief brumnte der Motor, hart klang Eisen an Eisen, wenn Strassenlöcher die Räder stiessen. Langsam und stetig nahm das fremde Ungetüm die Höhe, mit seinem Lärm und in seiner Massigkeit eine Versinnbildlichung der Schwerarbeit und damit einer rauen, gefährlich-wittrigen Welt, in der sich kein Schwächling halten konnte.

Mancher der Männer, der schon die gelbe Karte des Arbeitsamtes für diesen Notstandsbau in der Tasche hatte, fühlte plötzlich, dass er sich stark machen müsse, wenn er den harten Gesetzen, die in wenigen Tagen über ihn sein würden, gerecht werden wollte. Sie verlangten von der ersten Arbeitsstunde an den vollen Einsatz, und die nachfolgenden würden rasch offenbaren, wer ein Drückeberger und Feigling war und wer ein ganzer Mann! Da besah sich mancher seine Hände, die zupackende Arbeit entwöhnt waren, und mancher spürte tröstelndes Unbehagen im Rücken. Die laue Seele sann auf Flucht und liebäugelte mit Arzt und Krankenkasse...

Nun, zu denen gehörte Max Kuhne nicht. Seine Frau Selma war seit Jahren schon Aufwarterin im Hause Quandt. Sie hatte ihm drei Buben geschenkt; der älteste war bereits Klempnerlehrling. Drei Buben! Die wollten essen und sauber gekleidet zur Schule gehen. Und er war in den letzten Jahren fast aus-

nahmslos ohne Arbeit gewesen. Er war Kistentischer von Beruf. Vor sieben Jahren war die Firma erloschen, bei der er seit der Rückkehr aus dem Krieg beschäftigt gewesen war. Seitdem war er Wohlfahrtsempfänger oder Notstandsarbeiter in lautendem traurigen Wechsel. Wenn seine Selma nicht gewesen wäre, wenn seine alte Mutter nicht ihre kleine Rente zugebuttert und den kleinen Haushalt geführt hätte, während die Schwiegereltern verdiente — er hätte seine Familie nicht ernähren können... Und über dieser unverdienten Schande war er zum verbissenen Schweiger geworden. Niemand wusste um die dunkelsten Stunden bitterster Verzweiflung, die er, den Strick schon in der Hand, durchgeföhnet hatte!

Heute, in den Spätnachmittagsstunden, halt er bei Quandts die Zimmer für den neuen Mieter richten. Jetzt stieg er wieder die Treppe hinauf, um drei schwere Stühle in die Mansarde zu bringen.

Frau Luise Quandt, wieder leidlich gesund, öffnete die Tür ihres Wohnzimmers im ersten Stock und sah ängstlich das Tun des Mannes. „Ach Gott, Max — die Stühle? Die gehören doch zum Mobilier! Das Zimmer hat doch gar kein Ansehen mehr ohne sie...“

„Beruhigen Sie sich nur, Frau Quandt! In einem Baubüro geht so gutes Möbelmang bloss kaputt. Gestern war 'n junger Schachtmeister da — ein fixer Kerl —, der hat genau gesagt, wie es sein muss.“

„So? Ja, ich will nun auch nicht mehr dreinreden. Wenn man alt wird und immer kränkelt... Nein, ich will auch nicht klagen. Sie haben's auch schwer, Max, gelt?“

„Rüstig sein und taugen zu müssen, die Familie nicht ernähren können — das ist wohl das Schlimmste für einen Mann. Aber ich bekomme jetzt für 26 Wochen Arbeit beim Strassenbau!“ Seine Augen leuchteten auf...

Im Erdgeschoss räumte und rumorte Erna Quandt mit Selma Kuhne. Sie hatten Kopttücher umgebunden und die Ärmel aufgekrempt. Das Gröbste war schon geschafft. „Der Max macht nu wieder mit „schipp-schupp“. Wir können doch nix dabei werden, Erna. Er zerreisst doch bloss die letzte Hose dabei, und die Stiel gehen kaputt. Wenn schlechtes Wetter ist, wenn's regnet — ach, es ist ein Kreuz! Die Ledigen kommen ja wohl mit dem Lohn hin — aber wir mit drei Kindern?“

„Sie bekommen doch Zuschuss von der Wohlfahrt, Selma!“ suchte Erna zu begütigen.

„Ja — ich bin auch schon still...“ Ein Autschluzen und Zähnezusammenbeissen. Selma war ein tapferer Mensch, und sie hatte ebensoviel Charakterstolz wie ihr Max. Das war es doch gerade: Sie wollten wieder einmal in dem Bewusstsein leben, sich ganz von sich aus ernähren zu können! Sie wusste doch, dass den Mann der einzige glühende Wunsch beherrschte, wieder in taster Stellung zu sein, einen Lohn zu beziehen, der ihn und seine Familie anständig durchbrächte. Er konnte das Wort „Wohlfahrt!“ nicht mehr hören; jeder Gang zum Unterstützungsempfang dünkte ihm unerträglich... Selma sah zu dem Mädchen hinüber.

Aber Erna arbeitete schnell und schweigend. Ihr Gesicht hatte auch keinen tröhlichen Schein.

„Sagen Sie dem Max nix davon, dass ich eben wieder gemammert hab! Er ist ja so voll Hoffnung und Glauben. Zweimal hat er schon kleine Strassenteile mitgebaut. Auch Notstandsarbeiten. Er meint nun, diese Umgebungsstrasse wär 'ne grosse Sache. Er war doch im Krieg Pionier — ausserdem hat er Kraft wie ein Pferd, möch' ich beinah sagen. Er schafft für zwei, das ist die Wahrheit. Schundler u. Co. sind doch nu ein grosses Unternehmen — ach, und da denkt er sich, er könne sich da vielleicht hocharbeiten und am Ende ganz beim Strassenbau bleiben, als Vorarbeiter oder so was ähnliches — ich versteh' ja nix davon. Aber wie wird's werden? Nach sechsundzwanzig Wochen muss er wieder weg — und dann — dann —“ Selma schluckte und schwieg.

Erna Quandt verschlechte ihre eigenen schweren Gedanken. Lutz war nicht wieder zu ihr gekommen; er hatte viel in der „Goldenen Höhe“ gegessen und war gestern — ohne Abschied von ihr — abgereist... Sie zwang sich zu einer Antwort. „Lassen Sie Ihrem Mann den Glauben, Selma! Er ist tüchtig. Es kann doch sein, dass er dieses Ziel erreicht.“

„Ja — ich dachte —? Ich war doch schon Dienstmädchen bei Quandts, ehe ich geheiratet hab; Sie waren da noch ein Kind, Erna...“

„Freilich, freilich. Ich freu' mich ja auch, dass Sie uns treu geblieben sind, als es uns — nicht mehr so gut ging. Wenn mein Vater uoch lebte, hätte er Ihrem Mann sicher eine gute Arbeitsstelle verschafft. Aber wir Frauen — wer hört schon auf uns?“

Selma Kuhne schwieg einen Augenblick. Es war so bitter schwer, zu bitten und zu betteln. Sie öffnete die Lippen und schloss sie wieder.

Max kam die Treppe herab. Er hatte da oben gleich ein wenig Ordnung geschafft. Nun war nichts mehr für ihn zu tun. Er trat unter die Haustür. Es regnete in Strömen; Wind peitschte über die Goldene Höhe. Frühe Dämmerung brach ein: Der Herbst tastete sich heran! Er hörte Motorengeräuschen auf der steilen Kommunalstrasse. Es war ein guter, brummender Ton; der Motor lag stark im Zug. Max hatte ein Ohr dafür. Plötzlich aber heulten hohe Touren im Leerlauf — oder rutschten die Hinterräder? Verdamm! Bei dieser Steigung, bei diesen Lasten? Max Kuhne sprang in hastigen Sätzen der Strasse zu...

Die Frauen im Zimmer achteten nicht darauf. Sie hingen bekümmert ihren Gedanken nach, putzten und werkten dabei.

Endlich raffte Selma sich auf. „Erna — ich dachte — Hier wird doch der Bauführer wohnen... Wenn Sie? Ich meine:

Sie reden doch mit dem Herrn sicher über dies und das. Er wird über hundert Notstandsarbeiter unter sich haben und massig Aerger mit denen. Max sagt immer, es wären welche dabei, die sich nicht einfügen wollen, weil sie sich etwas Besseres denken als Erdarbeiter. Wenn Sie aber doch dem Herrn mal was sagen würden — von Max Kuhne?“

Erna begriff plötzlich, was die treue Seele von ihr wollte. Freude wallte in ihr auf, liessen zu können. „Das werde ich tun!“ versprach sie begeistert — brach aber jäh ab. Gustav Bilgram? Das war doch ein völlig fremder Mensch, der wenig Verbindliches an sich gehabt hatte, sehr sachlich und kühl gewesen war. Ja, und dann pflüzt Lutz, und der Abschied war eigentlich recht nervös und kurz vor sich gegangen. Nervös? Ja, sie war nervös gewesen... Erna fühlte, wie Selma Kuhne sie verwundert ansah. „Ich denke bestimmt daran, Selma! Aber ich kenne den Baumeister nicht. Er zieht morgen ein. Vielleicht sprechen wir in ein paar Tagen nochmals darüber?“

„Da ist mir nicht bange, Erna!“ lachte Selma froh. „Wenn Sie daran denken wollen, ist alles gut. Den Mann möcht' ich kennen, der Ihnen was abschlagen könnte!“

„Nun — wir werden sehen...“ Es klang sehr kurz.

Selma schwieg betroffen. Ich dumme Person! schalt sie sich. Warum kann ich das Maul nicht zügeln? Unserems sieht doch auch, was los ist: Sind allerhand gutgestellte Männer in der Stadt, die heber heute als morgen der Erna einen ehrlichen Heiratsantrag machen würden — wenn nicht jeder genau wüsste, dass sie an diesem Lutz Többe hängt, aus dem im ganzen Leben nichts wird, wenn er auch ein Künstler ist... „Ich mein' mal bloss so —“ sagte sie schuldbehaftet.

„Es wird sich schon machen lassen!“ versprach Erna freundlich.

... Max Kuhne elite inzwischen die Strasse hinunter. Das Motorengeräusch erstarb. Jetzt sah er im Regendunst ein Fahrzeug von seltsam hohem, massigen Umriss. Die Hinterräder waren bedenklich nahe an den Strassenrand gerutscht; der Wagen stand schräg.

Heisere Männerstimmen fluchten. Der Chauffeur kletterte von seinem Sitz und kratzte sich hinterm Ohr. Plötzlich klang eine Stimme auf, die Max Kuhne sehr vertraut war. Wenn das nicht der Getreide Prötzel von den Zwölf-Pionieren war, denn —

„Himmelherrgottskram! Welches Rindvieh hat bloss diese Strasse gebaut? Das ist ja 'ne Hüherstiege, 'ne gotterverdammte Kirchfurmtrappe! Sauerer, ewige, verfluchte — überhaupt...“

„Prötzel, du kommst eben doch nicht in den Himmel — hab's ja draussen schon immer gesagt!“ schrie Max Kuhne fröhlich. Und jetzt sah er auch: Aut einem tiefgebauten Sonderkraftwagen stand eine Feldlokomotive. Natürlich — zu dem „Lokführer“ Prötzel gehörte seine „Dampfloke“!

„Wer schreit da herum?“ Prötzel knallte noch einen Bremsklotz unter das Rad und sah aut. Ein Grinsen breitete sich auf seinem Ledergesicht aus. „Höhö! Der Max? Mensch —!“ Die beiden hieben sich lachend aut die Schultern, dass es krachte. „Wie geruten kommt du, Max! Schau dir den Saustal an! Wenn ich meine Maschine zuschanden fahren will, dann will ich wenigstens aus 'nem ordentlichen Gleis kippen! Jetzt schmeisst dieser dusslige Benzinkitscher meine „Martha“ in einen hundsdröckigen Strassengraben...“

„Schnauze!“ sagte der Chauffeur und lachte dabei.

Pau Prötzel war die Gutmütigkeit in Person, aber wenn er ins Fluchen kam, dann hörte er so leicht nicht wieder aut.

„Das kriegen wir schon zurecht!“ meinte Max Kuhne. „Ich hol' schnell Sand. Ketten habt ihr doch?“

„Klar!“ sagte der Chauffeur. „Sand schadet jedenfalls nichts.“

„Pionier!“ äusserte Prötzel stolz zu seinen Begleitern. Und, als Max davoneilte: „War 'n fixer Kerl! Der hat's hier!“ Er deutete aut die Muskeln.

„Na, alsdann — wenn wir deine „Martha“ nicht flottkriegen, könnt ihr zwei sie ja in die Luft sprengen!“ liess sich jetzt der Beifahrer vernehmen und brannte sich gleichmütig ein Stäbchen an.

„Und dich dazu!“ knurrte Prötzel. Es ärgerte ihn immer masslos, dass er seine Lokomotive aut dem Wege von einer Baustelle zur anderen den Lastkraftfahrern anvertrauen musste. Aber jetzt war sein Zorn verfliegen. Mit Max Kuhne hatte er besonders gute Kameradschaft gehalten.

(Fortsetzung folgt)

Ein Raufhag

Nach längerem Aufenthalt im Krankenzimmer oder bei einem Krankenbesuch besteht leicht die Gefahr, sich trotz aller üblichen Vorsichtsregeln anzustecken. Man wäsche sich deswegen nicht nur sorgfältig die Hände und gurgle mit reinem oder Salzwasser, sondern nehme auch obendrein zwei Panflavinpastillen. Die Möglichkeit, sich eine Angina, Diphtherie oder eine andere Krankheit zuzuziehen, wobei die Infektion durch den Mund erfolgt, wird dadurch vermieden.

Panflavinpastillen ergeben in bequemer, bestimmlicher und schmackhafter Form die antiseptischen Gurgelwässer, die vielfach sogar schleimhautreizend wirken.

Bei Grippe, Diphtherie und Scharlachepidemien unterlasse man es daher keinesfalls, regelmässig eine oder zwei Panflavinpastillen zu nehmen, um einer drohenden Ansteckung sicher vorzubeugen.

Kindern, die mit grippekranken oder diphtherieverdächtigen Spielgefährten zusammengewesen sind, gebe man eine Tablette im Lauf des Tages und eine zweite vor dem Schlafengehen.

Wir halten Umschau Zahlen, die für sich sprechen

Die Maßnahmen des Hilfswerkes in Oesterreich.

Es ist schon verschiedentlich darüber berichtet worden, in welch trostlosem Zustand das Schicksal-System breite Bevölkerungsschichten hinterlassen hat. Bilder sind veröffentlicht worden, die uns das Wohnungseld und die hungernde Bevölkerung in den österreicherischen Ländern nahebrachten. Derjenige aber, der sich eingehender mit der Hinterlassenschaft des verlogenen Systems beschäftigte, mußte erkennen, daß die rein äußerlich festzustellenden Notstände weit hinter dem zurückstanden, was ihm an Elend und Sorge entgegentrat. Nicht nur in den Städten und in den Arbeitervierteln Wiens war die Not groß, viel ernster war sie in den entlegenen Dörfern der Karawanken und anderer Berggebiete Österreichs.

Seit dem 13. März ist dies anders geworden. Auf Veranlassung von Reichsminister Dr. Goebbels begann das Winterhilfswerk seine gegenwärtige Tätigkeit im neuen Reichsgebiet. Zug um Zug brachte Nahrungsgüter, Bekleidungsstücke und gutes Schuhwerk nach Oesterreich, um die dringendsten Not zu beheben. Fast 200 Feldküchen verabsfolgten in den verschiedensten Orten ein gesundes, warmes Mittag- oder Abendbrot. Es wurden allein 5 450 000 Essenportionen ausgegeben. Weiter Lebensmittel- und Bekleidungsstücke im Werte von 5 1/2 Millionen Reichsmark.

Nach den Wahlen setzte die Tätigkeit des Winterhilfswerkes verstärkt ein. Ueber die Hilfsmassnahmen sollen einige Zahlen, die als beispielhaft für die Leistungen der Volksgemeinschaft gelten dürfen, Aufschluß geben.

Allein in den ersten drei Monaten wurden in 184 Eisenbahnzügen 92 000 Kinder in das Altreich zu einem vier- bis sechswöchigen Erholungsaufenthalt verschickt. Fast die gleiche Anzahl Kinder wird in den kommenden Monaten zu einem Erholungsaufenthalt in das Altreich kommen. 2100 Hiltlerurlaubern und Müttern wurden Freiplätze in Familien und Kurten in Heimen der NS-Volkswohlfahrt gegeben. 62 000 Männer und Frauen folgen in den nächsten Wochen und Monaten. Nachdem bis jetzt schon 745 Waggons mit Lebensmit-

teln und Bekleidungsstücken in die befreite Ostmark rollten, werden bis zum Beginn des Winterhilfswerkes 1938/39 in den Monaten Juni, Juli, August und September folgende Maßnahmen noch durchgeführt:

In Lebensmitteln:
117 Waggons mit 1 169 000 Kilogramm Kartoffeln, 128 Waggons mit 1 280 000 Kilogramm Zucker, 598 Waggons mit 977 000 Kilogramm Roggen, 147 Waggons mit 1 470 000 Kilogramm Weizen, 60 Waggons mit 600 000 Kilogramm Reis, 95 Waggons mit 994 500 Kilogramm Schmalz (Fett), 22 Waggons mit 215 000 Kilogramm Dauerwurst, 1 Wagon mit 15 000 Kilogramm Speck, 10 Waggons mit 100 000 Kilogramm Konsernwurst, 20 Waggons mit 200 000 Kilogramm Fleischwaren, 51 Waggons mit 510 000 Kilogramm Hülsenfrüchten, 15 Waggons mit 150 000 Kilogramm Malztaffe.

An Bekleidungsstücken:
5 Waggons mit 46 500 Stück Arbeitshosen, 3 Waggons mit 19 800 Stück Joppen, 21 Waggons mit 41 800 Paar Arbeitsschuhen, 14 Waggons mit 28 200 Paar Frauenschuhen, 15 Waggons mit 29 800 Paar Kinderschuhen, 2 Waggons mit 22 300 Stück Wolldecken, 3 Waggons mit 2 500 Stück Arbeitsblusen, 19 300 Stück Frauenkleidern und 16 500 Stück Mädchenkleidern, 3 Waggons mit 16 300 Stück Knabenanzügen, 5 Waggons mit 34 100 Garnituren Männerunterwäsche, 29 500 Garnituren Frauenunterwäsche und 33 900 Garnituren Kinderunterwäsche, 2 Waggons mit 37 300 Paar Männerstrümpfen, 34 300 Paar Frauenstrümpfen und 40 500 Paar Kinderstrümpfen.

Diese Zahlen sprechen für sich. Sie zeigen, wie tiefgehend die Not Gast war in den Familien unserer Deutschen Brüder der heimgeliebten Ostmark. Mehr aber noch sprechen die Zahlen von dem lebendigen Einsatz der Volksgemeinschaft. Denn die Leistung der Nation für die Gane der deutschen Ostmark beträgt bis September dieses Jahres 85 Millionen Reichsmark!

Der jüdische Druck in Oesterreich.

Die Mitteilungen über die „Judenfrage“, die vom Institut zum Studium der Judenfrage herausgegeben werden, bringen genaueres Material über die Lebensführung der österreicherischen Wirtschaft durch das Judentum. Nach vorläufigen Schätzungen ist anzunehmen, daß 60 Prozent der deutschösterreicherischen Wirtschaft in Händen der Juden sind bzw. vor dem Anschlusse waren. Diese Geschäftsbranche beherrschten sie 100prozentig und besonders war das Judentum auf Wien konzentriert, wo von den 350 000 Juden des Landes Österreich 250 000 bis 300 000 lebten. So wie es in Berlin vor der Machtübernahme ausfiel, so und noch trostloser sieht es in dem Wien von heute aus. Jeder jehnte ist Glaubensjude und jeder sechste Jude oder judenstämmig. Wie sich der Druck von Seiten der Juden vermehrte, geht aus der Tatsache hervor, daß sich die Zahl der Juden



in Wien in den letzten neunzig Jahren von 10 000 auf 250 000 vermehrte. Diese Tatsache beweist für jeden einsichtigen Menschen die Berechtigung des Abwehrkampfes gegen jüdische Lebensverdrängung, der nunmehr mit allen Mitteln geführt wird.

Von einem Rückgang des Verbrauchs an Lebensmitteln kann also überhaupt nicht die Rede sein. Wir haben im Gegenteil, wie die Aufstellung zeigt, eine starke Verbrauchssteigerung zu verzeichnen. Dies den Hebern zur steten Erinnerung und zum Vergleich mit der Sowjetunion empfohlen.

Zulässige Käufe mit Registermark.

Reichsmarkbeträge aus Registerguthaben für Reisezwecke dürfen bekanntlich nur zur Bestreitung von Reisekosten wie Fahrt-, Hotel und Verpflegungskosten sowie zur Deckung sonstiger Ausgaben des täglichen bzw. persönlichen Reisebedarfs des Reisenden verwendet werden. Darüber, was zu den sonstigen Ausgaben des persönlichen Reisebedarfs gehört, bestanden bisher vor allem in der Hinsicht Zweifel, ob sich ein Reisender mit Registermark Kleidungsstücke anschaffen darf. Das Reichsgericht hat hier endgültig Klarheit geschaffen und in einer neuen Devolvententscheidung folgendes ausgeführt:

Es ist nicht schlechthin unzulässig, mit Reichsmarkbeträgen aus Registerguthaben für Reisezwecke Kleidungsstücke anzuschaffen. Eine solche Anschaffung kann dann nicht beanstandet werden, wenn es sich um Sachen handelt, die der in Deutschland

lebende Reisende zur Befriedigung seines täglichen (persönlichen) Reisebedarfs benötigt. Was im einzelnen dazu gehört, läßt sich nicht allgemein bestimmen, sondern kann nur von Fall zu Fall nach den besonderen Verhältnissen des Reisenden und nach Art und Zweckbestimmung der Anschaffung beantwortet werden. — Die Anschaffung von Möbeln und die Bezahlung von Hausinstandsetzungskosten war dagegen unzulässig. Ausgaben dieser Art fallen weder unter die Reisekosten noch unter die Aufwendungen zur Deckung des täglichen Reisebedarfs.

Zu beachten ist ferner, daß Registerguthaben für Reisezwecke nur von Personen verwendet werden dürfen, die ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt nicht in Deutschland haben, und die auch nicht beabsichtigen, sich in Deutschland ständig niederzulassen. Hiernach dürfen Personen, die zwar zu Reisezwecken nach Deutschland kommen, dann aber devisenrechtlich Inländer werden, weil sie hier ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt nehmen, Reichsmarkbeträge aus Registerguthaben und die aus solchen Guthaben erhobenen, noch in ihrem Besitz befindlichen Reichsmarkbeträge überhaupt nicht mehr verwenden, und zwar schon von dem Augenblick an, in dem sie den Entschluß fassen, sich ständig in Deutschland niederzulassen.

Kurzberichte aus der Deutschen Arbeitsfront

Bei der Deutschen Reichspost ist für alle männlichen Gefolgschaftsmitglieder bis zum Alter von 30 Jahren ein Sportleistungsbuch eingeführt worden. Das Buch sieht die alljährliche Messung der sportlichen Leistung seines Inhabers in fünf Sportarten (Kurstreckenlauf, Langstreckenlauf, Sprung, Wurf, Schwimmen) vom ersten Berufsjahr ab vor.

Im Jahre 1937 ist die Heiratshäufigkeit beträchtlich gestiegen. Mit 619.000 lag die Heiratsziffer um 10.000 über der vorjährigen. Die Zunahme der Ehestandsdarlehen kam ausschließlich reiferen Brautpaaren zugute. Nahezu ein Drittel aller neuen Ehen wurde mit Hilfe von Ehestandsdarlehen geschlossen. Das Jahr 1937 schloß mit einer Geburtenzahl von 1.275.212 ab. In den Jahren 1934—1937 sind im Reich insgesamt 1.170.000 eheliche Kinder mehr geboren worden, als wenn die Geburtenzahl so niedrig geblieben wäre wie 1935. Im Lande Österreich ist die Zahl der Geburten im vorigen Jahr abermals um 2 1/2 vH. zurückgegangen. Auf 1000 Einwohner kamen nur noch 12,8 Lebendgeborene, also 6 weniger als im Altreich.

Der nationalsozialistische Musterbetrieb Gebrüder Niemar, Neumünster, läßt alle Stammarbeiter und Angestellten auf Kosten der Firma den Führerschein erwerben, da ihnen zur leichteren Erreichung der Baustellen und zur schnelleren Heimkehr am Feierabend nach Herauskommen des KdF-Wagens diese zur Verfügung gestellt werden sollen. Daher ist auch in dem Plan des zu errichtenden Gemeinschaftshauses ein Garagenhaus mit einbezogen worden. Dem Reichsjäger des Betriebes wurde der Besuch einer höheren technischen Lehranstalt ermöglicht, den drei Ganztägler der Firma die Teilnahme an einer wirtschaftskundlichen Studienfahrt der DAF möglich gemacht. Ferner hat der Musterbetrieb Urlaubserhöhung ausgesprochen, und zwar für Stammarbeiter und Angestellte von 18 auf 24 Tage und für die Lehrlinge von 12 auf 18 Tage. Die Firma unterhält ein eigenes Ferienheim und ein Sportheim.

Die Reichsregierung hat ein „Gesetz über Kinderarbeit und über die Arbeitszeit der Jugendlichen (Jugendschutzgesetz)“ verabschiedet. Während bisher die Vorschriften über den Schutz der Kinder und Jugendlichen in verschiedenen Gesetzen und Verordnungen verstreut waren und in ihrem sachlichen Inhalt den heutigen Anforderungen des Jugendschutzes nicht mehr entsprachen, faßt das neue Jugendschutzgesetz alle Schutzvorschriften für Kinder und Jugendliche zusammen und bringt auch sachlich wesentliche Verbesserungen. Das Gesetz dehnt den bisher weitgehend eingeschränkten Geltungsbereich des Jugendschutzes auf alle in einem Lehr- oder Arbeitsverhältnis oder mit ähnlichen Dienstleistungen beschäftigten Jugendlichen aus. Kinderarbeit ist grundsätzlich verboten. Das Schutzalter ist von 16 auf 18 Jahre heraufgesetzt worden. Die achtstündige Arbeitszeit wurde beibehalten. Sie wird aber um die Unterrichtszeit in der Berufsschule gekürzt. Nachtarbeit wird für Jugendliche grundsätzlich verboten. Der Urlaub beträgt für Jugendliche unter 16 Jahren 15 Werktage, für Jugendliche über 16 Jahre 12 Werktage. Das Gesetz tritt am 1. Januar 1939 in Kraft.

Vom Leben und Sterben.

Seit dem Weltkriege liegt die Zahl der jährlichen Todesfälle immer etwa bei 12 Gestorbenen auf 1000 Einwohner. Die Zahl der Geburten ist aber von Jahr zu Jahr zurückgegangen, und zwar von 23 im Jahre 1922 auf 14,7 im Jahre 1933, berechnet ebenfalls auf 1000 Einwohner. Seit der Machtübernahme ist im alten Reichsgebiet ein hartes Ansteigen der Geburtenziffer zu beobachten, während in Oesterreich noch bis zum letzten Jahre die Zahl der Geburten von Jahr zu Jahr zurückging. Bei Zusammenrechnen der Geburtenentwicklung für das großdeutsche Reichsgebiet ergibt sich für das Jahr 1937 eine Geburtenzahl von 18,3 auf 1000 Einwohner. Damit ist erst wieder der Stand der Jahre

28 deutsche Handwerker trafen im Rahmen des internationalen Handwerkerkongresses in Budapest ein. 16 Handwerker finden bei ungarischen Handwerkern Anstellung, während 12 von Ihnen weiter nach Bulgarien reisen. Die deutschen Handwerker werden ein halbes Jahr lang bei ihren ausländischen Meistern arbeiten.

Die Leitung des Döflinger Hüttenwerkes will in allernächster Zeit 700 bis 800 Arbeiter auf dem Siedlungswege festhalten, um damit die Hälfte ihrer verheirateten Stammarbeiter in den Besitz eines Eigenhauses zu setzen. 60 Häuser wurden bereits bezogen. Sechs Arten von Siedlungshäusern sind errichtet worden. Im allgemeinen enthält das Siedlungshaus einen Wirtschaftsraum, eine Wohnstube, ein Eltern- und zwei Kinder schlafzimmer; durchweg ist das zweite Dachgeschoss ausgebaut, Stall (wozu eine Ziege, ein Schwein und sechs Stück Federvieh geliefert werden) und der Garten von 1000 qm sind umgärtet. Für all das zahlt jeder Siedler etwa 30 RM monatlich, darin sind 21 RM Zinsen und sonstige Lasten und 8 RM Tilgung, einschließl. 4 RM Betriebsdarlehensrückzahlung einbeziffen. Gelingt es einem Siedler innerhalb von drei Jahren dieses Darlehen zu tilgen, so werden ihm RM 150 nachgelassen.

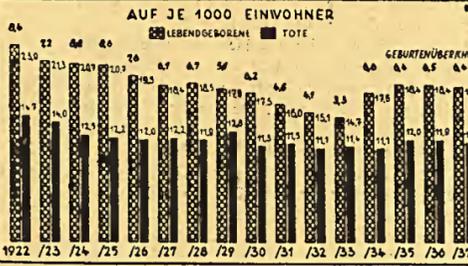
Lieder aus Bayerns Bergen im französischen Süden

Eine bayerische Trachtengruppe aus Traunstein, Tänzer und Sänger mit ihren Partnerinnen und Musikanten, reiste nach Südfrankreich. Sie folgte einer Einladung der französischen Folklore-Gruppe und so galt ihr Besuch in erster Linie Frankreich und den Franzosen. Es ist heute jedoch selbstverständlich, daß die Partei und DAF zusammengeflohenen Auslandsdeutschen es sich nicht nehmen lassen, Besucher aus der Heimat in ihrem Gastlande herzlich willkommen zu heißen und frohe Stunden mit ihnen zu erleben. So veranstaltete auch die DAF in Marseille einen Kameradschaftsabend zu Ehren der Traunsteiner. Lustig erklangen im französisch-süden die Lieder aus Bayerns Bergen, hallte die Tanzfläche von dem rhythmischen Stampfen der „Genagelten“. Die Schuhplattler und Volkstänzer fanden einen Resonanzboden und auch die anwesenden Franzosen fühlten sich bei diesem gemütlichen Kameradschaftsabend sehr wohl.

„Echo der Heimat“ in Buenos Aires.

Der 4. Teil des Films „Echo der Heimat“ wurde vor kurzem in Buenos Aires im vollbesetzten Saale des „Cine Monumental“ vorgeführt. Dieser 4. Teil des deutschen Tatsachenberichtes fand dieses Mal noch besonders deswegen Interesse, weil er von den Schöpfern des ersten auslandsdeutschen Films, „Fern vom Land der Ahnen“, den Parteigenossen Gerhard Huttula und Felix Schmidt, hergestellt ist. Der große Erfolg, den der Argentinien-Film „Fern vom Land der Ahnen“ sowohl unter den Auslandsdeutschen als auch in Großdeutschland errungen hat, wiederholte sich mit diesem neuen Werk, das für jeden Argentinien-Deutschen zu einem tiefen Erlebnis wurde. Der begeisterte Applaus von über 2000 deutschen Volksgenossen dankte den beiden Schöpfern des Films.

BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG IM GROSSDEUTSCHEN GEBIET



1927/28 erreicht und noch nicht die Geburtenzahl im großdeutschen Reichsgebiet vorhanden, die notwendig ist, um den Bestand des deutschen Volkes zu erhalten.

Deutschlands Lebensmittelverbrauch

Eine der beliebtesten Lügen, die über das nationalsozialistische Deutschland im Ausland verbreitet werden, ist die Behauptung, daß das deutsche Volk Hunger leide und die Beschaffung der erforderlichen Lebensmittel dem Dritten Reich die größten Schwierigkeiten bereite. Obwohl schon Hunderttausende von Ausländern sich bei ihren Besuchen in Deutschland persönlich von dem Gegenteil überzeugt haben, werden die antisozialistischen Lügenzentralen nicht müde, Meldungen über die angeblichen Ernährungsschwierigkeiten in Deutschland in die Welt hinauszupropagieren. Diese plannäßig durchgeführte Lügenheke fährt dann mitunter zu den drolligsten Begebenheiten. So trafen zum Beispiel auf einem der letzten internationalen Kongresse, der in Berlin stattfand, eine Reihe von ausländischen Gästen ein, die sich aus ihrer Heimat reichlich Proviant der verschiedensten Art mitgebracht hatten, um auf jeden Fall persönlich gegen die angeblichen Ernährungsschwierigkeiten in Deutschland gewappnet zu sein. Diese ausländischen Gäste waren dann mehr wie überrascht, als sie feststellen mußten, daß die Lebensmitteläden in Deutschland so reichlich versorgt sind, daß niemand, der sich in Deutschland aufhält, zu hungern braucht, sondern durchaus in der Lage ist, sich seinem Geschmack entsprechend zu ernähren.

Im Zuge dieser Lügenpropaganda hat sich kürzlich die kommunistische Zeitung „Dois du Peuple“ ein besonders starkes Stück geleistet. Sie glaubte, ihren Lesern mitteilen zu können, daß der Verbrauch von Nahrungsmitteln in Deutschland unter dem Zwang der wirtschaftlichen Notlage seit 1933 sich um 10 vH. verringert habe. Diese Behauptung unterscheidet sich insofern vorteilhaft von sonstigen

derartigen Meldungen, als sie eine bestimmte Mitteilung enthält, mit der man sich auseinanderzusetzen kann. Diese Heilmeldungen enthalten in der Regel so wenig Greifbares, daß es unmöglich ist, auf sie einzugehen. Da „Dois du Peuple“ nun aber einmal so leichtsinnig war, eine eindeutige Behauptung aufzustellen, wollen wir diesem kommunistischen Blatt auch die Antwort nicht schuldig bleiben. Wir wollen keine langen Worte machen, sondern als Antwort lediglich eine Tabelle sprechen lassen, die uns aus dem Sammelwerk „Der Kampf um Brot“ zur Verfügung gestellt wurde, das von dem Pressereferenten des Reichsernährungsministeriums, Oberregierungsrat Dr. Wolfgang Claus, unter maßgeblicher Mitwirkung namhafter Persönlichkeiten des Reichsernährungsministeriums und des Reichsnährstandes herausgegeben und in den nächsten Tagen in den Reichsnährstandsverlag erscheinen wird. In diesem Buch heißt es:

In der Zeit von 1932 bis 1937 stieg Deutschlands Verbrauch an

Roggenmehl	um 290 000 t	oder	8 vH.
Weizenmehl	756 000 t	„	25 „
Kartoffeln	700 000 t	„	6 „
Zucker	312 000 t	„	24 „
Obst	718 000 t	„	34 „
Gemüse	464 000 t	„	15 „
Butter	118 000 t	„	23 „
Käse	53 000 t	„	16 „
Fleisch	405 000 t	„	11 „
Fische	274 000 t	„	39 „
Trinkmilch	800 Mill. l.	„	12 „
Bier	935 „ l.	„	28 „
Süßholz	44 „ l.	„	209 „
Traubenfüßholz	5 „ l.	„	200 „
Wein	182 „ l.	„	78 „

Deutsche besiegen die Geißeln der Tropen

Lange bevor Deutschland eigene Kolonien besaß, nahmen die deutschen Wissenschaftler den Kampf mit den Geißeln der Tropen auf. Ganz besonders eifrig widmete man sich bei uns der Tropenmedizin, als es galt, in unter deutscher Flagge stehenden Gebieten jene Seuchen auszurotten, die nicht nur die Gesundheit des Europäers gefährdeten, sondern ganze Landstriche unbewohnbar machten, die ein unerbittliches Regiment unter den Eingeborenen führten und nicht Hunderttausende, sondern oft Millionen von Menschenleben forderten. Und es ist vielleicht eine Ironie der Geschichte, daß selbst, als man Deutschland die Kolonien geraubt hatte, als man unsere kolonialistische Leistung zu verkleinern versuchte, als ein bekannter Tropenmediziner des Auslandes wörtlich ausrief: „Nunmehr hat auch die deutsche Tropenmedizin aufgehört zu existieren!“, daß selbst dann die deutschen Wissenschaftler wesentliches dazu beitrugen, die Geißeln der Tropen zu besiegen.

Die Zahl der „Geißeln der Tropen“ ist groß. Ihr Auftreten und die Art ihres verichtenden Wirkens ist recht verschieden. Die Verheerung, die sie anrichten, ist oftmals so gewaltig, daß sie gar nicht abgeschätzt werden kann. Da gibt es die Malaria, die Schlafkrankheit, das Gelbfieber, die Cholera, den Typhus, die Ankylostomiasis, Beriberi, Kala-azar, die Bilharziose, um nur die bekanntesten Tropenkrankheiten zu nennen. Da sprengen die tödlichen Erreger die roten Blutkörperchen, dort dringen die Trypanosomen in das Gewebe des Körpers ein und zerstören schließlich das Zentralnervensystem, da gibt es Würmer, die sich in den Blutgefäßen der Leber festsetzen, in die Schleimhaut des menschlichen Darms einhaken und nicht unbedeutende Blutverluste bewirken usw. Natürlich gibt es auch Schädigungen über die Zahl der Kranken, die von diesen verschiedenen Seuchen befallen sind. Man nimmt z. B. an, daß in Indien rund 5 Millionen Menschen jährlich an Malaria sterben, in den Vereinigten Staaten 15 000. Man weiß, daß in Ägypten von 12 Millionen Einwohnern jährlich fast eine halbe Million von der Bilharziose dahingerafft werden. Und man weiß auch, daß in manchen Gebieten Afrikas mehr als 50 vH. der Eingeborenen als schlafkrank zu gelten haben. Trotzdem ist die Verheerung, welche die Tropenkrankheiten anrichten, gar nicht abzuschätzen, denn wer will den Schaden beziffern, der z. B. allein durch die Schwächung der Arbeitskraft bei chronischer Malaria entsteht, wer in Indien oder in Afrika kam behaupten, daß er alle Todesursachen wirklich richtig erfaßt hat? Nur eines ist klar: daß es gar nicht genug mutige und einsatzbereite Menschen geben kann, die den Kampf mit den Geißeln der Tropen aufnehmen, um die Welt gesünder, froher und arbeitsfreudiger zu machen und daß es einem Volk zu hohem Ruhm und zur hohen Ehre gereicht, solche Männer der Wissenschaft hervorzubringen.

Der Kampf gegen die Tropenkrankheiten zerfällt in zwei grundlegende Abschnitte. 1. Muß der Erreger einer Krankheit entdeckt, seine Entwicklung verfolgt und seine Wirksamkeit erfaßt werden. 2. Muß dann ein Weg gesucht werden, wie man diesen Erreger bekämpfen und vernichten kann. Mittel müssen gefunden werden, die so wirksam sind, daß sie die Gefahr der Ansteckung bannen und bei einer bereits erfolgten Erkrankung zu einer restlosen Heilung führen. Beiden Aufgaben haben sich deutsche Forscher mit großer Hingabe gewidmet. Und es läßt sich — ohne zu übertreiben — behaupten, daß, wenn es diese Deutschen nicht gegeben hätte, die Tropenmedizin noch lange nicht auf einer so hohen Entwicklungsstufe stünde, wie sie es heute tut. Selbst im Ausland wird man es anerkennen müssen, daß Deutschland unter allen Ländern, die sich mit der Sanierung tropischer Gebiete befaßt haben, mit an erster Stelle steht.

Prof. Dr. P. Mühlens, der Leiter des Hamburger Institutes für Tropenkrankheiten, hat erst kürzlich eine Liste zusammengestellt, all jener Deutschen, die Pionierleistungen bei der Entdeckung von Erregern tropischer Krankheiten vollbracht haben, und er hat dabei feststellen können: „Wenn in dem Weltkrisenjahr von tropenmedizinischen und tropenhygienischen kolonialen Leistungen und Fortschritten die Rede ist, dann stößt man immer und immer wieder auf Namen deutscher Wissenschaftler und deutscher Kolonialärzte. Sie haben in unermüdlicher Forscher- und praktischer kolonialer Tätigkeit Unvergleichliches geleistet... An dieser geschichtlichen Tatsache konnte auch das Diktat von Versailles, dessen deutsche Unterzeichnung der Führer inzwischen feierlich zurückgezogen hat, nicht rütteln.“

Theodor Bilharz hat 1852 den nach ihm benannten Bilharziaurum, den Erreger der tropischen Blutkrankheit entdeckt. Otto Obermeier entdeckte Anfang der siebziger Jahre den Erreger des Rückfallfiebers. Dem deutschen Zoologen A. Loos gelang es 1897 festzustellen, wie die Larven des Hakenwurmes in den menschlichen Körper eindringen. Robert Koch hat bekanntlich 1883 den Choleraerreger entdeckt. Im selben Jahr fanden Eberth und Gaffky den Typhuserreger. Schaudinn, unser großer Mikrobenjäger, entdeckte sowohl die Dysenterieamöbe als auch den Syphiliserreger. Und Deutsche waren es auch, welche die Erreger des Flecktyphus, der Pocken, der Bazillendysenterie, der Weissen Krankheit nach unendlichen Mühen und Hunderten von Versuchen entdeckten.

In Robert Koch und Bernhard Nocht — die an der Spitze einer großen Zahl von Tropenhygienikern standen — verfügte Deutschland über Persönlichkeiten, die überhaupt erst die Grundlagen für die praktische Durchführung der Seuchenbekämpfung und Seuchenvermeidung in den Tropen schufen. Sie wiesen auf die Notwendigkeit hin, ohne Rücksichtnahme auf irgendwelche alteingesessenen Vorstellungen, mit deutscher Gründlich-

keit darauf zu achten, daß eine systematisch durchgeführte Eingeborenenhygiene unter Leitung der Kolonialverwaltung Wirklichkeit wurde. Nicht zuletzt dieser, lange Zeit für unvorstellbar und undurchführbar gehaltenen Eingeborenenhygiene, ist es zu verdanken, daß in den ehemaligen deutschen Schutzgebieten die Kindersterblichkeit zurückging, daß die Geißeln der Tropen stark an Macht eingebüßt haben.

Dies alles hätte nicht ausgereicht, wenn nicht von den deutschen Wissenschaftlern und vor allem auch von der deutschen chemischen Industrie Heilmittel entwickelt worden wären, welche die Ärzte der ganzen Welt gegen die Erreger der tropischen Krankheiten ins Feld führen können. Wir sagen bewußt: die Ärzte der ganzen Welt, denn die Namen dieser deutschen medizinischen Präparate sind Begriffe, die man in Kapstadt genau so wie in Bombay, genau so wie in einem entlegenen Ort von Paraguay, kennt. Germanin (Bayer 205), Natren 105, Plasmochin und Atebrin, Suanin und Neostibosan und schließlich die lange Reihe der Salvarfanpräparate sind heute aus der Chemotherapie nicht mehr wegzudenken, sie werden immer wieder von den verschiedensten Chemikern aller Länder nachgebildet. Es ist dabei zu merkwürdigen Grotesken gekommen, wenn z. B. die Chemiker eines Landes sich darüber zu streiten begannen, wer nun von ihnen die deutsche Leistung am besten und wer sie am schlechtesten nachgemacht hat. Kurz: man wertet heute den Erfolg der deutschen Heilmittelindustrie mancherorts im Ausland so hoch, daß es schon als eine große Kunst angesehen wird, auf den von den Deutschen gerodeten Wegen hinterherzugehen!

Man wird sich jetzt vielleicht fragen: welche Folgen dieser „Sieg über die Geißeln der Tropen“ gehabt hat, wenn wir immer noch davon hören, daß Hunderttausende, ja Millionen von Menschen jährlich an Tropenkrankheiten sterben. Dazu kann nur gesagt werden: sie sterben zwar, aber, wenn sie sich die Ertrugenschaften der modernen Wissenschaft zunutze machen würden, dann müßten sie nicht mehr sterben. Früher konnte man ihnen vielfach kaum helfen, weil man einfach nicht wußte wie. Heute weiß man es. Daß es noch nicht überall geschieht, ist eine soziale und eine Erziehungsfrage, welche eine Frage des tropenmedizinischen Wissens.

Die Erfolge lassen sich aber auch an Hand des Verlaufes der verschiedenen Krankheiten, an der Zahl der erzielten Heilungen, an Hand der fortschreitenden Gesundung weiter einst von Seuchen geplagter Gebiete erkennen.

Betrachten wir nur einmal die schreckliche Geißel der Tropen: die Malaria. Bis zur Erfindung des deutschen Malariamittels (1924—26), Plasmochin, gab man den an Malaria Erkrankten als Heilmittel Chinin. Chinin besaß eine ganze Reihe von Nachteilen, welche die Behandlung erschwerten. Die Dauer einer Chininkur betrug fünf bis sieben Wochen. Bei ihr war es nicht zu vermeiden, daß oft zahlreiche Rückfälle eintraten. Man konnte und kam es erleben, daß bei einer Chininkur 50 vH. der Kranken rückfällig werden. Außerdem: Schwangere vertrugen Chinin schlecht. Und jeder, der einmal längere Zeit in den Tropen war, weiß, welche unangenehmen Nebenwirkungen Chinin haben kann. Zu all dem kommt hinzu, daß Chinin nur die den Fieberanfall auslösende Generation des Malaria-Parasiten abtötet, nicht aber die geschlechtlichen Formen der Parasiten, die einzig und allein die Weiterverbreitung der Malaria im Kreislauf Mensch—Mücke bewerkstelligen. Plasmochin greift aber gerade die geschlechtlichen Formen, gegen die man bisher machtlos war, an. In wenigen Tagen gelingt es ihm, diese Formen des Parasiten aus dem Kreislauf des Blutes zum Verschwinden zu bringen. Plasmochin, neben Chinin eingenommen, brachte also bereits einen gewaltigen Fortschritt der Malariaerapie. Nun aber erfanden die Deutschen auch noch das Atebrin. Dies neue Heilmittel vernichtet auch die ungeschlechtlichen Parasiten. Es vernichtet die gleichen Formen des Erregers, gegen die man bisher das Chinin eingesetzt hat. Dabei ist die Wirkung des Atebrins wesentlich sicherer und nachhaltiger als die des Chinins. Seit Einführung der Atebrinbehandlung wurde die Zahl der Malariarückfälle ganz wesentlich, zum mindesten um das Drei- bis Fünffache, vermindert“, bekennt Professor Mühlens auf Grund seiner reichen Erfahrung. Atebrin und Plasmochin zusammen gewährleisten eine sicherere Heilung als sie je zuvor erzielt werden konnte. Und was an ihr so bedeutsam ist: die unangenehmen Nebenwirkungen der Chininbehandlung werden vermieden, auch Schwangere können die Kur gut vertragen. Was aber an Bedeutung überhaupt nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: die Behandlung mit den beiden deutschen Chemiepräparaten dauert wesentlich kürzer als die Chininkur. Praktisch ist dadurch die Möglichkeit geschaffen, nun einen großen Vernichtungszug gegen die Malaria-Erreger zu führen.

Der gewaltige Fortschritt im Kampf gegen die Schlafkrankheit heißt: Germanin. Es wurde 1921 zum ersten Male erprobt und hat sich seither die Welt erobert. Bis dahin hat man die Schlafkrankheiten mit Medikamenten behandelt, die nicht selten zu schweren Vergiftungserscheinungen geführt haben, und ihre Dauerwirkung war nicht gewährleistet. Das Germanin besitzt diese Nachteile nicht. Es vernichtet die Trypanosomen, die Erreger der Schlafkrankheit, und es bewirkt sogar, wenn man es einmal eingespritzt erhält, daß es auf längere Zeit den Körper gegen Ansteckung schützt. Man erwartet, daß es dem Germanin gelingen wird, die Schlafkrankheit vollkommen auszurotten.



Letzte Modelle

in modernen und geschmackvollsten

Damenmänteln, Kostümen und Kleidern

Alle Modelle in sorgfältigster Ausführung aus den besten Wollstoffen zu für jedermann erschwinglichen Preisen!



800 — Strassenkleid aus besten Wollstoffen in verschiedenen Modefarben

160\$000

801 — Mantel aus „Vellourlaine“-Stoff, braun, blau oder schwarz

115\$000

802 — Mantel aus strapazfähigen „Gros Diagonal“-Wollstoffen in beige oder grau meliert

145\$000

803 — Kostüm aus dauerhaftem Woll-Sergon in blau oder schwarz

160\$000

Woll-Strickwaren

in allen Preislagen.

Reichhaltigste Auswahl in modernen Modellen für Damen und Kinder.

Rua Direita 162-190

Schädlich, Obert & Cia.

Das Natren 105 wird auch seit 1921 gegen die Amöbenruhr eingesetzt. Sein gewaltiger Vorzug gegenüber den bisherigen Mitteln ist, daß man mit ihm nicht nur einfache und akute Fälle heilen kann, sondern auch die hartnäckigsten, immer wiederkehrenden Erkrankungen und ihre oft bösartigen Folgeerscheinungen. Seit Einführung der Natrenbehandlung sind z. B. die akuten und die chronischen Dysenteriefälle im Hamburger Tropeninstitut zur Seltenheit geworden.

So läßt sich Beispiel an Beispiel reihen. Darüber darf nicht vergessen werden, daß nicht nur solche großen Einzelleistungen von Deutschen im Kampf mit den Geißeln der Tropen vollbracht wurden, sondern daß zahlreiche kleine, unbekannt und doch vergessene Taten von den „unbekannten Soldaten“, die Deutschland in diesem Krieg stellte, ausgeführt wurden. Als Deutschland seine Kolonien besaß, gingen zahlreiche Ärzte, Pfleger und Pflegerinnen in die Schutzgebiete. Sie errichteten mit Hilfe der Kolonialverwaltung Eingeborenenkrankenhäuser. Sie setzten Ambulatorien in dem

Kleinrieg gegen die Tropenseuchen ein. Sie führten wichtige Schutzmaßnahmen durch. Leprosdrücker und Lepraheime wurden eingerichtet. Die Kolonialverwaltung nahm mit großem Einsatz die Moskitobekämpfung auf, wie überhaupt durch einen systematischen Kampf gegen die Zwischenträger, seien es nun Ratten, wie bei der Pest, oder Fliegen, wie bei der Schlafkrankheit, die Verbreitung der Tropenkrankheiten gehemmt werden konnte.

Wenig bekannt ist, daß während des Krieges Lettow-Vorbeck's Truppen in Deutsch-Ostafrika weniger unter den Tropenkrankheiten zu leiden hatten als die technisch viel besser ausgerüsteten und auch mit Nachschub viel besser versorgten Streitkräfte der Gegner. August Haner, ein Mitkämpfer Lettow-Vorbeck's, schreibt darüber: „Es liegt also in dem Sieg Lettows auch ein Sieg der deutschen Tropenmedizin.“

Der Kampf gegen die Geißeln der Tropen geht weiter. Er wird auch in Zukunft zu den erregendsten Geschehen, auf medizinischem Gebiet gerechnet werden.

Blick nach Deutschland

Der Aufbau der DAS in Oesterreich

Unterredung mit dem Reichsamtseiter Dr. Hupfauer

In seiner Anordnung über den Aufbau der Partei und der DAS in Oesterreich hat der Reichskommissar, Gauleiter Bürckel, den Reichsamtseiter Dr. Hupfauer im Einverständnis mit dem Reichsorganisationsleiter zu seinem Stellvertreter für alle Angelegenheiten, die die DAS angehen, bestimmt. Dr. Hupfauer gewährte einem Mitarbeiter des Pressamtes der DAS eine Unterredung über den Aufbau der DAS in Oesterreich, der wir folgendes entnehmen:

Auf die Frage nach dem Stand des organisatorischen Aufbaues der Deutschen Arbeitsfront in Oesterreich erklärte Dr. Hupfauer, daß mit den praktischen Arbeiten bereits begonnen ist. Der organisatorische Aufbau kann erst jetzt durchgeführt werden, nachdem die Gaueinteilung Oesterreichs feststeht und die Gauleiter vom Führer ernannt worden sind. Bei der Errichtung der Deutschen Arbeitsfront in Oesterreich ist es nicht nur wesentlich, so betonte Dr. Hupfauer, daß hier ein organisatorisches, dem Reich entsprechendes Gebilde entsteht, sondern daß die nunmehr entstehende Deutsche Arbeitsfront auch sofort auf allen entscheidenden Gebieten der betrieblichen und außerbetrieblichen Sozialpolitik arbeitsfähig ist.

Der Arbeitsprozeß wird in der Ostmark mit ungeheurer Schwung angefaßt. Der Einsatz der Ostmark im Vierjahresplan wird bewiesen, welche Kraftreserven in diesem Lande stecken. Die großen Arbeitspläne, die Tauern-Kraftwerke, die Hermann Göring-Werke, die Reichsautobahn usw. erfordern von allen Schaffenden Höchstleistungen. Umso notwendiger ist es, den Schaffenden Oesterreichs schnellstens jenes Maß von Betreuung angedeihen zu lassen, das für das alte Reichsgebiet selbstverständlich ist.

An diese Menschenbetreuung im Betrieb vom ersten Augenblick an sicherzustellen, hat, wie Reichsamtseiter Dr. Hupfauer weiter erklärte, der Reichskommissar Bürckel schon vor der Errichtung der DAS, um vor allen Dingen den Arbeitsfrieden zu sichern, bestimmt, daß in allen Betrieben als politische Garant des Wirtschaftsaufbaues Betriebszellenobmänner eingesetzt und sogenannte betriebliche Vertretungen gebildet werden. Die betrieblichen Vertretungen sehen sich aus dem Betriebszellenobmann, dem Betriebsführer und entsprechend der Gefolgschaftsstärke aus Gefolgschaftsmitgliedern zusammen.

Auf die Frage, welche Aufgaben die DAS vorerst in besonderen Rahmen der Betreuungsmagnahmen für die schaffenden Menschen Oesterreichs zu erfüllen hat, stellte Dr. Hupfauer den Gedanken der Erneuerung des Betriebslebens im Geiste einer wirklichen nationalsozialistischen Gemeinschaft heraus. Diese Aufgabe sozialer Selbstverantwortung werden die zu errichtenden Gau-fachabteilungen übernehmen.

Eine weitere wichtige Sofortmaßnahme der DAS, umfaßt die Gebiete der Berufserziehung und der Umschulung. Hierzu sagte Dr. Hupfauer folgendes: Diese Aufgaben sind deswegen so vordring-

lich, weil die im Gang befindliche Arbeitslosigkeit den Einsatz vollwertiger Arbeitskräfte verlange. Der schaffende Mensch in Oesterreich war zum großen Teil arbeitslos. Vielen fehlt jegliche Berufsausbildung, in anderen Fällen ist die berufliche Ausbildung in keiner Weise vollendet, oftmals sind Berufe ergriffen worden, die keine Zukunft haben, nur, um nicht auf der Straße zu liegen. Deswegen ist es notwendig, den Schaffenden durch intensive Magnahmen wieder berufliches Können zu vermitteln und die jahrelang arbeitslos gewesenen Volksgenossen wieder an ihre Berufsarbeit zu gewöhnen. Diejenigen, die Berufe erlernt haben, die keine besondere Zukunft haben, werden durch Umschulung in Berufe überführt werden, in denen heute ein Mangel an gelernten Arbeitskräften besteht.

Die dafür notwendigen Magnahmen haben sich im alten Reichsgebiet in jahrelanger Arbeit bewährt. Sie werden auch in Oesterreich die Bewährungsprobe bestehen. Diese Magnahmen sind für die deutsche Ostmark neu, denn hier konnte man bisher von einer Menschenbetreuung in sozialpolitischer Hinsicht durch die bisher vorhandenen berufsständischen Organisationen in keiner Weise reden.

Dr. Hupfauer machte dann Ausführungen über den Aufbau der DAS in Oesterreich im einzelnen und betonte, daß die DAS auch in der Ostmark nicht einfach laut Plan erstellt wird, sondern nach Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Auch im alten Reichsgebiet sei die Deutsche Arbeitsfront nicht am grünen Tisch entstanden, sondern entsprechend den praktischen Notwendigkeiten organisch gewachsen.

Durch die Berufung von bewährten Gau- und Kreisobmännern zur zeitweiligen Dienstleistung als Berater der Hohenleiter der Partei in der Ostmark ist die Gewähr gegeben, daß die Gau- und Kreisleiter auf den Zweck zur Arbeit hervorragend beraten werden, und daß die DAS in kürzester Zeit als ein wirklich vollwertiges Menschenführungsorgan errichtet ist und sich wie im Reich als sozialpolitisches, Betreuungsgorgan bewähren kann.

Auf die Frage nach der besonderen Bedeutung von KdF für die Ostmark erwiderte Dr. Hupfauer, daß es hier nur wenig Schaffende gibt, die einmal Gelegenheit hatten, über ihren Alltag hinauszukommen. So wird KdF gerade den Minderbemittelten ihrem finanziellen Vermögen entsprechend Gelegenheit geben, auf Urlaubsreisen und -fahrten die deutsche Heimat kennen und lieben lernen. Der deutsche Arbeiter Oesterreichs, der heute seinen Urlaub mit KdF verbringt und die Stätte seiner Arbeit für einige Zeit verläßt, braucht nicht mehr in Sorge zu leben, ob er nach der Rückkehr von seinem Urlaub seinen Arbeitsplatz noch vorfindet. KdF wird wie im Reichsgebiet Klassenunterschiede ausgleichen und jeden Schaffenden an den Kulturgütern, die die deutsche Nation in so hohem Maße aufzuweisen hat, beteiligen.

Freiwilliger Eintritt ins Heer

In einem Erlaß des Oberkommandos des Heeres wird daran erinnert, daß die Aufnahme von Freiwilligen in die Wehrmacht während des ganzen Jahres laufend erfolgen kann. Die zuständigen Dienststellen werden angehalten, von dieser Bestimmung weitgehend Gebrauch zu machen und alle einlaufenden Anträge so schnell wie möglich zu erledigen.

Deutsch-japanischer Jugendaustausch

Kürzlich reisten dreißig Angehörige der japanischen Jugend nach Deutschland ab. Auf dem Bahnhof in Tokio fand eine Abschiedsfeier statt, zu der neben zahlreichen Vertretern der japanischen Regierung und der Sportverbände der deutsche Geschäftsträger Noebel mit den Mitgliedern der Botschaft sowie eine Abordnung der „Deutschen Jugend Japans“ unter Gebietsführer Schulze erschienen waren. Nachdem die Bedeutung des Jugendaustausches für die Vertiefung der Beziehungen zwischen Deutschland und Japan von dem Vertreter des Kulturministeriums und Gebietsführer Schulze in Ansprachen gewürdigt worden waren, sangen die japanische und die deutsche Jugend ihre nationalen Lieder. Unter begeisterten Kundgebungen verließ sodann der Zug den Bahnhof.

Die japanische Presse begleitet die abreisende Jugend mit herzlichsten Wünschen für den Erfolg des Jugendaustausches zwischen den befreundeten Ländern. „Togy Nichi Nichi“ gibt der Erwartung Ausdruck, daß die unter Millionen ausgewählten japanischen Jungen im Zusammenleben mit der deutschen Jugend zur Festigung der Freundschaftsbände beitragen werden. Die japanische Jugend solle nicht nur den Geist Jungjapans, sondern auch des gesamten Volkes in Deutschland vertreten.



„Das Gesicht des Menschen, das erhabene oder lächerliche, die Tragik oder Komik im stetig wechselnden Ausdruck des Darstellers — das soll bei mir im Mittelpunkt stehen. Das übrige ist Beiwerk, der notwendige Rahmen, in dem das Geschehen spielt.“ So fasst Sierck seine Aufgabe an, so umriss er sie einmal bei einem seiner letzten Filme. Wir haben seinen ersten in Deutschland gedrehten Film mit der Schwedin Zarah Leander noch in guter Erinnerung. Das war beste Schauspielereführung und ein neuer Beweis für das ausgefeilte Arbeiten Detlef Siercks.

Sein neuer Ufa-Film für das Programm AR1 in deutscher Sprache (Gerhard Menzel schrieb ihn) heisst „La Habanera“. Auf Teneriffa wurden die Aussenaufnahmen gedreht. In Neubabelsberg erlebte man Kammerenspielenzen von eindringlicher Gestaltung. Drei Menschen stehen im Mittelpunkt des Spiels: Astree Sternhjem, die Schwedin, Don Pedro de Avilla, der Südländer, und Dr. Sven Nagel, der schwedische Forscher. Zarah Leander, Ferdinand Marian und Karl Martell sind die Träger dieser Rollen.

Frau zwischen zwei Männern, das alte Thema also. Gewiss scheint es so, ist es mehr. Nicht der Konflikt der Männer steht im Mittelpunkt, sondern der stille Kampf der Frau und des Mannes, der Schwedin und des Südländers. Die aufpeitschenden Rhythmen der „Habanera“, das ritterliche Wesen des Mannes hatten die Schwedin Astrée bewegt, ihm zu folgen. Bis die Ernüchterung kommt, an jenem Tag, da der ewig lachende Hummer, die südliche Tropenpracht und — die „Habanera“ die Sehnsucht nicht vertreiben kann, die nordische Heimat wiederzusehen. Und sich die Frau dem Mann immer mehr enttremdet... „Diesen Konflikt aufzuzeigen, ihn folgerichtig zu entwickeln und filmisch zu gestalten — diese Aufgabe hat mich ganz besonders gereizt. Wie weit es gelungen ist — wir wollen es abwarten.“

Detlef Sierck spricht nicht gern von sich und seiner Arbeit. Er ist überzeugt und besessen davon, wenn er im Atelier steht. „Es ist ein interessantes Thema und ein Stoff, wie er noch nicht da war. Ein Film, in dem Zarah Leander wiederum ganz anders kommen wird. Er hat mir Freude gemacht.“

Am kommenden Montag gelangt dieser neue Ufa-Film des Programm Art in deutscher Sprache zur Erstvorführung im Ufa-Palast am Largo Paysandu.

Radio-Ecke

Wie arbeiten Gleichstrom-Verstärker?

Viele Radio-Interessenten, die in ihrem Hause über Gleichstrom verfügen, sei es auf Fenzendas von eigener Wasser- oder motorkraftbetriebenen Lichtmaschinen oder durch Anschluß an kleine kommerzielle Kraftwerke, werden in Nachstehendem für manche Frage Erklärung finden.

Ein für Wechselstrom (CA) gebauter Radioapparat kann nicht so ohne weiteres an ein Gleichstromnetz (CC) angegeschlossen werden, selbst wenn die Spannungen die gleichen sind, da bekanntlich Gleichstrom nicht zu transformieren ist und der Transformator des CA-Gerätes sofort durchbrennen würde, wenn die Stromquelle genügend Ampere liefert.

Im Handel sind daher besondere Empfängertypen erhältlich, die entweder nur für Gleichstrom oder kombiniert für beide Stromarten benutzt werden können, allerdings meistens nur für 110 Volt-Spannung.

Da man, wie oben erwähnt, Gleichstrom nicht transformieren und somit die existierende Spannung wohl durch Widerstände verringern aber nicht so ohne weiteres erhöhen kann, so muß — wie wir gleich sehen werden — zur vollen Auswertung der zur Verfügung stehenden Spannung, das Radiogerät dieser angepaßt sein. Ein Radio-Apparat arbeitet nämlich in jeder Hinsicht ergiebiger, je höher die ihm zur Verfügung stehende Gleichspannung ist (bei Standard-Empfängern bis zu ca. 250 Volt), jedoch ein Gleichstromgerät, das z. B. für 220 V. gebaut ist, einem gleichen Gerät für Wechselstrombetrieb an Leistung nicht nachsteht. Anders verhält es sich mit den bereits erwähnten kommerziellen Apparaten für 110 Volt CC und CA, die gewissermaßen nur mit halber Kraft arbeiten, da auch bei Betrieb mit höheren Spannungen, die Differenz bis zu 110 Volt durch Widerstände nutzlos vernichtet wird. Für 220 Volt läßt man sich deshalb vorteilhaft durch einen Fachmann einen Spezialempfänger bauen.

Wer nur über 32 Volt Gleichstrom verfügt wird keinen so genannten Direktanschluß-Empfänger für sein Lichtnetz finden und muß zum Auto-Radiotyp greifen, von dem stationäre Modelle für 6—32 Volt erhältlich sind.

Trotzdem gibt es für 32 Volt noch billigere Möglichkeiten. Z. B. die Herstellung eines Direktanschluß-Empfängers mit Spezialröhren für Niederspannung oder wenn man größere Ansprüche an Lautstärke stellt, durch Zuschaltung von Akkubatterien.

Für jeden Fall wird der Fachmann Rat wissen. Radio-Herz, S. Paulo.

Filmschau

Detlef Sierck und „Habanera“

„Das Mädchen vom Moorhof“, „Schlussakkord“ und „Zu neuen Ufern“ — das sind die wesentlichen Etappen im Schaffen des Spielleiters Detlef Sierck. Der Regisseur Sierck, der den Weg zum Film über die Bühne genommen hat, gehört zu den deutschen Spielleitern, deren Filme man stets mit einer bestimmten Erwartung entgegen sieht. Man weiss, und Sierck hat das des öfteren bewiesen, dass nicht Massenszenen oder Bauten das hervorstechende Merkmal seiner Filme sind, sondern der Darsteller.

Uricedin

„Stroschein“

35 Jahre Erfolg bei: **Harnsäure, (Acido urico) Nieren-, Blasen- u. Gallenleiden.**

N. B. Eine Uricedin-Kur zuhause ersetzt die teure Badereise. Fl. zu 50 und 100 gr.

Gen.-Depot: Hans Molinari & Comp., Rio, Caixa Postal, 333

Zum zweitenmal AO-Tagung in Stuttgart

Man erinnert sich noch an die Tage im vergangenen Jahr, da sich Ende August Tausende deutscher Volksgenossen aus aller Welt und mit ihnen führende Männer der Reichsregierung in der Stadt der Auslandsdeutschen zu machtvollen Kundgebungen versammelten. Es war die 5. Reichstagung der Auslands-Organisation der NSDAP. Die Stadt der Auslandsdeutschen, Stuttgart, ist damals für alle Zeiten zum alljährlichen Tagungsort bestimmt worden. Bedeutsam und glanzvoll zugleich gestaltete sich dieses erste Fest der Auslandsdeutschen in Stuttgart. Die Freude, die man in der schwäbischen Gauhauptstadt über den Besuch einer so großen Zahl im Ausland lebender Volksgenossen empfand, zeigte sich in ihrer ganzen Herzlichkeit und Kraft im prächtigen Schmuck der Stadt, in der Großartigkeit der Aufmärsche und Kundgebungen, im Glanz des Festzuges, vor allem aber in der gehobenen Stimmung, in der man, Gäste und

Einheimische, diese einzigartigen Festtage in frohem Verein beging. Keiner, der sie erlebt hat, wird sie veressen haben.

Hinausgetragen haben die Gäste die Erinnerung, die ihnen so starke Beweise von Verbundenheit gebracht hat, die zwischen der alten Heimat und ihrem Dasein in der Fremde draussen besteht. Kunde haben sie davon gebracht in alle Länder der Erde.

Immer mehr kommen, um dieses Fest zu erleben, um bei dieser Gelegenheit das neue Deutschland kennenzulernen. Viele Tausende werden in diesem Jahr in Stuttgart wieder das Fest der Auslandsdeutschen feiern, das vom 26. August bis 4. September durchgeführt wird. Bereits jetzt haben die Vorbereitungen eingesetzt, um die Tagung zu einem noch eindrucksvolleren Erlebnis für die Teilnehmer aus dem Ausland und dem Großdeutschen Reich zu gestalten.

Unser Helga ist angekommen

In dankbarer Freude **Frei Meyer und Frau Alwine** geb. Sehringer

Bremen, den 15. Juni 1938 **Hohehohestr. 5**

Diamant Motor- u. Fahrräder jeglicher Art **ERNST MEYER** São Paulo, Rua Visconde do Rio Branco 122 Caixa postal 1111, Tel. 4-0623

La Habanera **UFA-FILM** DES **PROGRAMMA ART** IN DEUTSCHER SPRACHE voller leidenschaftlicher, dramatisch packender Geschehnisse! Ein schwärmerisch begeistertes Frauenherz glaubt ein Paradies entdeckt zu haben und erlebt — die Hölle. **MONTAG** ERSTVORFÜHRUNGEN IM **UFA-Palast** AM LARGO PAYSANDU

Wir meinen

Preßeflügel — Eine Warnung und eine Entschliebung

Die vergangenen Wochen waren wieder einmal besonders reich an üblen Phantasien gewisser Auslandsjournalisten, die geradezu auf Anweisung Stoff suchen, um das neue Deutschland zu diffamieren.

Das grosse halbamtliche französische Nachrichtenbüro Havas, das zum grossen Teil von den Zuwendungen seiner Regierung lebt, schoss dabei den Vogel ab. Eine Berliner Meldung dieses Büros erschien fast in sämtlichen grossen Pariser Blättern und fand dabei die übliche Kommentierung. In Deutschland war man zunächst fassungslos, denn trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit sind die Temperaturen noch durchaus normal, und wie wir hören, lässt auch in Frankreich die Sommerhitze noch auf sich warten. Nicht mehr und nicht weniger besagte die Meldung, dass Deutschland dabei sei, eine neue Staatsreligion, und zwar die „heidnisch-nationalsozialistische“, einzuführen. Das Kreuz des Christentums werde durch das Hakenkreuz ersetzt und die Bibel durch Adolf Hitlers „Mein Kampf“.

Zwar handelt es sich bei diesem Unsinn um eine ziemlich abgegriffene Greuellegende, die schon vor fünf Jahren die Runde machte. Aber diesmal waren die Angaben so „präzise“, dass selbst für den Havas-Vertreter irgendein äusserer Anlass vorhanden gewesen sein musste. Und dabei stellte sich dann das Folgende heraus: Ein armer Irrer, der inzwischen längst in einer Heilanstalt gelandet ist, hatte wieder einmal nach dem Vorbild von Herrn Weissenberg eine neue Religion erfunden, und liess seine fletschertenden Ideen auf mehreren hundert Flugblättern vervielfältigen. Wie es das Glück der Auslandsjournalisten will, flatterte eines dieser Blätter auf den Schreibtisch des Berliner Havas-Vertreters, und schon war die religiöse Staatsaktion fertig.

Ein anderes Thema schlugen einige bekannte schweizer Blätter an, diesmal „in eigener Sache“. Sie stellten nämlich die Behauptung auf, in Deutschland sei die gesamte schweizer Presse aus erklärlichen Gründen verboten. Das klingt sehr schön und überzeugend, aber die schweizer Demokraten, die ob dieser „Pressebelegung“ in Wut geraten könnten, müssen sich dahingehend belehren lassen, dass mit Ausnahme einiger weniger schweizer Hetzblätter sämtliche Zeitungen der Schweiz in Deutschland erscheinen dürfen.

Wir könnten noch andere Beispiele anführen, die sich durch gleiche Dummheit und Geschmacklosigkeit auszeichnen, aber es erscheint uns wertvoller, in diesem Zusammenhang auf eine Rede hinzuweisen, die der italienische Propagandaminister Alfieri auf dem Internationalen Kongress der Zeitungsverleger hielt. Mit scharfen Worten wies Alfieri auf die geradezu beschämende Lügenhetze der Presse in gewissen Ländern hin und führte dabei die grosse Reichstagsrede des Führers vom 20. Februar als Musterbeispiel staatsmännischen Sinnes für politische Wahrheit und Gerechtigkeit an. Die Ausführungen des italienischen Ministers haben der sogenannten Weltpresse wieder einmal die Maske vom Gesicht gerissen, und es ist mit Genugtuung zu verzeichnen, dass seine Worte dazu beitrugen, eine Entschliessung des Zeitungsverleger-Kongresses herbeizuführen, die sich mit festen Worten gegen die Verbreitung von Falschmeldungen wendet. Es ist unsere Hoffnung, dass dieser Beschluss auch in allen Ländern restlose Durchführung findet.

Wenn schon, denn schon . . .

Trotz aller Vorsichtsmassregeln, die England aufwendet, um die schweren Auseinandersetzungen zwischen Arabern und Juden in Palästina zu unterdrücken, ist in diesen Tagen eine neue Aufrührerwelle in dem umstrittenen Land ausgebrochen. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den seit vielen Jahrhunderten ansässigen Arabern und den neu eingewanderten Juden werden grösstenteils nur mit der Schusswaffe in der Hand ausgetragen. Die beliebteste Methode der gegenseitigen „Kaltlegung“ besteht in Ueberfällen auf Autotransporte. Diese Ueberfälle werden nun von beiden Seiten mit derselben Gerissenheit ausgeführt. Hin und wieder werden dabei die Uebelthäter erwischt und dann vor das hohe englische Kriegsgericht gestellt, das die Aburteilung vornimmt. Vor kurzem wurden drei Araber zum Tode verurteilt und schon wenige Tage nach dem Urteilspruch gehängt. Auch Juden, die bei einem solchen Ueberfall drei Araber getötet hatten, mussten sich vor dem hohen Gericht verantworten, wobei einer gleichfalls zum Tode verurteilt wurde. Das Urteil ist aber bisher nicht vollstreckt worden, da die ganze Weltjudenheit bei den höchsten Stellen des britischen Weltreiches und bei dem englischen Königspaar selbst gegen die Hinrichtung protestierte bzw. für ihren Rasenossen um Gnade bat. Der Oberrabbiner von Jerusalem hat sich in einem gewaltigen Aufruf an die über die ganze Erde verstreute Judenheit gewandt, dass sie alle ihre Bemühungen spielen lassen soll, um Ben Joseph vor dem Galgen zu retten. In Jerusalem fan-

den zu diesem Zwecke sogar riesige Demonstrationen statt. Der Verteidiger des Verurteilten führte mit London sehr lange und ausführliche Ferngespräche. Alle Bemühungen scheinen indessen vor der festen Haltung des englischen Kommissars hinfällig geworden zu sein. Die britische Autorität konnte sich dem Proteststurm der Weltjudenheit nicht beugen. Una Salomon Ben Joseph wurde, wie die letzten telegraphischen Meldungen besagen, genau wie die drei Araber, gehängt. Die Erregung unter den Juden in Jerusalem ist gross. Einmütig haben sie ihre Geschäfte geschlossen.

Bolschewistischer Bomben-Versuchsballon

Zu den bedeutendsten Ereignissen der letzten Woche gehört zweifellos die eindeutige Abwehr der ortsparanischen Drohung, italienische und deutsche Städte zu bombardieren, falls die Bomben der nationalspanischen Luftwaffe auch weiterhin über Rotsparanien abgeworfen würden. Dieser verbrecherische Plan der Barcelona-Bolschewisten wurde vorsichtigerweise erst einmal in Paris zur Kenntnis gebracht, um vorzuführen, wie man in Frankreich und England eine derartige Absicht beurteilen würde. Ehe Paris und London aber überhaupt eine Antwort erteilten, hatte Mussolini an die französische Regierung durch seinen Botschafter schon eine derartig eindeutige Erklärung abgegeben, dass nun auch die Westmächte schleunigst in dieselbe Kerbe schlagen und Barcelona in „freundschafflicher“ Weise vor der Ausführung ihres leichtsinnigen Vorhabens warnen. In der Tat hat man italienischerseits erklärt, dass die Lebensminuten Barcelonas gezählt sein würden, vom Augenblick an, da die erste bolschewistische Bombe über italienischem Hoheitsgebiet explodieren sollte. Und da die Bolschewisten ohne die Westmächte einen Anschlag auf den europäischen Frieden doch nicht wagen, so hat man wieder einmal den Rückzug angetreten. Das Beispiel erhellt aber, wie Moskaus Agenten alle möglichen Tricks versuchen, um die Völker Europas in ein Blutbad zu stürzen, und dass es immer wieder der machtvollen, klugen, luftreimenden Haltung der Achse Berlin-Rom bedarf, um die dunklen Kräfte schon in ihrem Keim zu ersticken. Dieser neueste bolschewistische Anschlag lässt sich sehr gut mit der tschechischen Haltung dem Reich gegenüber vor einem Monat vergleichen, als ebenfalls auf jede Art versucht wurde, den deutschen Friedenswillen zu provozieren.

Sportliche Haltung in Nordamerika

Zum unerwarteten Ausgang des Kampfes um die Box-Weltmeisterschaft zwischen dem Deutschen Max Schmeling und dem Nordamerikaner Joe Louis sind einige Feststellungen nachzutragen, die absolut nichts mit sportlicher Anständigkeit zu tun haben. Max Schmeling verdankt seine Niederlage einem Tiefschlag auf die Nieren, der sogar eine Verletzung der Wirbelsäule zur Folge hatte. Selbstverständlich ist dieser Tiefschlag vom Ringrichter nicht beanstandet worden, so dass Louis gegen den wehrlos und jeder Deckung beraubten Kopf des deutschen Boxers noch etwa 18 bis 20 harte Schläge anbringen konnte, von denen dann die Fachpresse der Vereinigten Staaten schrieb, sie hätten die ungeheure Ueberlegenheit des „Braunen Bombers“ erwiesen. Louis' Sieg hat selbstverständlich den Stadtteil Harlem in Newyork in einen Freudentaumel gestürzt, der sich beispielsweise in folgender Aeusserung einer jüdischen Boulevard-Gazette ausdrückte: „Schmeling hat verloren und Hitler weint“. Nun wissen wir alle, wie sich bevölkerungsmässig der genannte Stadtteil zusammensetzt und dass jüdische Reporter dort genügend Gelegenheit fanden, die Stimmung ihrer Landsleute zu belauschen. Tatsache ist, dass das Urteil der USA-Sportpresse mit Sport überhaupt nichts mehr zu tun hat, sondern in blöder Weise wieder einmal offenbart, was wir alle schon lange wissen, dass nämlich die Weltauffassung der Sahara und Itzigs bereits einen giftigen Pfahl ins Fleisch der vorwiegend nordisch veranlagten, aber weltanschaulich unausgerichteten Einwohnerchaft der Vereinigten Staaten getrieben hat. Anzuerkennen ist dagegen in diesem Fall die sachliche Einstellung des Grossteils der brasilianischen Presse, deren führende Organe aus der unter besonderen Umständen herbeigeführten Niederlage des deutschen Boxers — genau wie die Deutschen selbst — kein „nationales Unglück“ des Reiches zu konstruieren versuchten.

Deutsche Sprachkurse für Brasilianer

Nach kurzen Winterferien beginnt der deutsche Sprachunterricht für erwachsene Brasilianer wieder am Montag, den 4. Juli, in der Olinda-Schule, in der Villa-Marianna-Schule und in der Deutschen Schule in Santos. In Nachmittags- und Abendkursen wird unentgeltlicher Unterricht für Anfänger und Fortgeschrittene erteilt; die Einschreibgebühr beträgt 25\$000 für ein Semester. Anmeldungen werden vom 30. Juni bis zum 2. Juli in der Rua Olinda 190 und in der Rua Eça de Queiroz 5 entgegengenommen, in Santos vormittags von 1. bis 25. Juli.

Im letzten Halbjahr wurden die Kurse von 677 Personen besucht, darunter waren 205 Studierende der Hochschulen, 37 Metzler, 20 Rechtsanwälte, 48 Lehrer, 17 Ingenieure, 11 Apotheker, 110 Kaufleute, 32 mittlere Beamte, 15 Bank-

angestellte, 5 Journalisten, 5 Künstler und einige Offiziere, Tierärzte und Chemiker; von 282 Frauen waren 167 berufstätig, Lehrerinnen, Angestellte kaufmännischer Betriebe und einzelne Angehörige akademischer Berufe. In Olinda waren 441 Teilnehmer in 21 Kursen, in Villa Marianna 138 in 5 Kursen, und in Santos, wo in diesem Jahre zum ersten Male öffentliche Deutschkurse abgehalten wurden, 93 Personen in 5 Klassen.

Das neue Semester beginnt mit 30 Kursen; Stundenpläne sind in den Sekretariaten der Schulen zu haben.

Ankunft durch Fernruf 7-6068 von 11-13 Uhr; in Santos unter 2217 von 8-12 Uhr.

Marktbericht

Von der Genossenschaft deutschbrasilianischer Landwirte (Cooperativa Agricola Tuto-Brasileira) wird uns unterm 29. Juni folgender Marktbericht übermittelt:

Baumwolle. — Infolge der aus Nordamerika eingetroffenen Meldungen über den bevorstehenden ungünstigen Ausfall der Baumwollernte, die durch heftige Regenfälle außerordentlich gelitten hat, haben sich die hiesigen Baumwollpreise erfreulicherweise sehr gebessert. Typ 5 wird mit 49\$500 je Arroba aufbereiteter Baumwolle notiert. Im Innern sind die Preise für Rohbaumwolle auf 14-15\$000 je Arroba gestiegen. Die Marktlage ist fest. Man rechnet sogar damit, daß nach Behebung der vorübergehenden Schwierigkeiten in Geschäften mit Verrechnungsmark Deutschland noch in dieser Saison einen erheblichen Teil der brasilianischen Ernte wird kaufen können.

Bohnen. — Die Marktlage ist fest. folgende Preise wurden notiert: Mulatinho especial 38\$000, superior 35\$000, bom 31\$000, bom 31\$000; Branco grande 60\$000, Branco miúdo 50\$000, Preto 23\$000, Manteiga 35\$000, Chumbinho 38\$000.

Mais. — Ruhige Marktlage. Amarellinho 18\$600, Amarelo 17\$600, Amarelão 17\$300.

Kartoffeln. — Amarela especial 24\$000, superior 21\$000, boa 18\$000. Lage fest.

Mamona (Nixinsaat). — Die feste Lage dauert an. Je kg 530 Reis.

Alfafa. — Aus dem Staate: 570 Reis je kg. Ruhige Marktlage.

Reis. — Die feste Lage hält an: Amarellão especial 9\$5000, superior 82\$000, Branco especial 77\$000, superior 71\$000, bom 65\$000, regular 56\$000, Cattete especial 57\$000, Bruchreis 27\$000, Quirera 17\$000.

Erbsen (Amendoim). — Tatu especial 21\$000, bom 19\$000.

Sarinha de Mandioca. — Aus dem Staate: Norte 50 kg 31\$500, Araras 45 kg 19\$000.

Zwiebels. — Rio Grande do Sul, 60 kg, Verkauf 77\$000.

Honig (geschleudert, 1. Qual.). — kg. 1\$300.

Eier. — In Kisten oder Käffern: Dtd 2\$500 bis 2\$600.

Weizenmehl. — 1. Qual. 46\$000, 2. Qualität 43\$000.

Schweine (Ojasco). — Mastschweine je Arroba Schlachtgewicht 45\$000; Magerschweine je Arroba Schlachtgewicht 40\$000.

Schlachtvieh. — Ochsen, fett, Arroba 23\$500, mager 22\$000; Kühe, fett, Arroba 22\$000, mager 21\$000.

Schweinefleisch. — Paulista und Rio Grande do Sul, Verkauf 60 kg 229\$000.

Deutsches Generalkonsulat

Das Deutsche Generalkonsulat in S. Paulo, Rua S. Luiz 174, ist ersucht worden, den Aufenthalt nachstehend angeführter Personen bezu. deren Nachkommen zu ermitteln. Wer Auskunft über die Gefuchten geben kann, wird gebeten, dem Deutschen Generalkonsulat Mitteilung zu machen.

Uffermann, Wilhelm; Inter, Karl, geb. am 14. März 1895 in Lechwitz; Arnhold, Karl Hermann, geb. am 4. Dez. 1914 in Leipzig; Bageler, Wilhelm; Bamberger, Paulo; Beaclair, Blanche de; Beck, Emil; Bedowski, José; Bentler, Rudolf Theodor, geb. am 28. März 1915; Binder, Hermann; Böhm, Josef, geb. am 17. Mai 1887; Bradner, Franz, geb. am 20. Feb. 1896; Braß, Andreas; Brennecke, Kurt Walter, geb. am 9. April 1917; Brüß, Paul; Bührle, Erna, geb. Seifert; Bühr, Robert; Caban, Jaak; Caspar, Heinz Günter; Chaslet, Werner; Christianen, Christian; Cohn, Rudi Paul; Coffin, Friedrich; Daberkow, Kurt, geb. am 30. März 1913; Daniel, Theres; Decker, Karl; Despalmas, Leo; Diener, Leonhard; Dreckschäfer, Katharine; Drosch, Hans (João); Dullinger, Josef (José); Dunzel, Rudolf; Dworschak, Edward; Eidinger, August; Enderle, Rudolf; Eichenbach, Kurt; Falc, Eugen; Falkenburg, Heinz; Fedre, Johann Peter, geb. am 24. April 1917; Fellner, Recha, geb. Alexander; Flocke, Frau Wilhelm; Föster, Gustav; Fösch, John oder Familienangehörige; Soumier, Hildegard; Frankenstein, Herbert; Franz, Johann; Friedrich, Ernst; Gall, Frau von; Gewissen, Olga, geb. Koch; Geisler, Julia, geb. Höttinger; Goennemann, Willi, geb. am 18. Mai 1908; Goldstein, Siegfried; Golly, Heinrich Ludwig; Gorny, Ludwig; Grois, Carl; Grotsche, August; Großmann, Kurt; Grünzweig, Wenzel; Günther, Alfred; Graff, Maria; Hahn, Karl Peter August; Hafner, Altrud Helmut, geb. am 20. Oktober 1914; Haselmann, Georg; Haumann, Albert Franz, geb.

am 12. Mai 1914; Hauje, Louis; Hegewald, Willy; Heider, Jakob; Heim, Ulma; Heimbach, Wilhelmine, geb. Bujak; Heimrath, Fritz; Henkel, Hermann; Herte, Heinrich; Hofer, Wilhelm; Hermann, Reinhold, geb. am 26. September 1937; Heyder, Rudolf; Heymann, Bernhard; Hiesel, Karl; Hilsenbeck, Alexander-Marilian; Hirschland, Franz Josef; Hohl, Karl; Hoffmann, Adolf; Hoppe, Heinrich Emil; Hurlig, Herta, geb. Tsch; Jahnte, Julio (Julius); Jang, Richard Oskar; Jettner, Margarethe; Kaiser, Otto; Kanam, Wilhelm; Kardos, Robert; Kasper, Albrecht Hermann; Ketzler, Heinrich; Kiel, Karl August; Kierksi, Fritz und Sidor; Kläglich, Erich; Knechtlinger, Franz, geb. am 25. November 1915; Koller, Ernst; Korbel, Martin Leonhard; Krempfe, Leopoldine; Kromm, David; Kühne, Hermann Ludwig Paul; Kubica, Heinrich August; Kuck, Fritz; Kumm, Max; Landmann; Lange, Georg (Personen, die über den im Juli 1923 Verstorbenen Angaben machen können); Legat, Theresia und Anton; Leidenheimer, Christoph Franz; Leitner, Oskar; Lindhorst, Wilhelm, geb. am 6. April 1919; Linnig, Theodor und Albert; Löfner, Johanna (Erben der Verstorbenen); Lorenz, Marie Theres, geb. Vent; Loepert, Ludwig; Losta, Engelbert, Waldemar und August; Lück, Georg; Maack, Hans, geb. am 13. Nov. 1906; Maier, Guillerme (Wilhelm); Malits, Franz; Mays, Heinrich, geb. am 6. Juli 1914; Mehrens, Anna Hedeca Elise, geb. Pieper; Merzen, Arthur; Meyer, Johann Heinrich Christian, geb. am 15. Juni 1908; Miellisch; Moses, Elise; Müller, Frau Henriane; Müller, Roland; Müns, Paul; Napp, Heinrich; Niemeyer, Herbert; Nindorf, Oswald; Oesterreicher, Erwin; Oeswiana, Herbert, geb. am 25. April 1917; Paas, Alexander; Pachner, Josef; Paechel, Erich; Pfeiffer, Karl Heinrich, geb. am 10. Feb. 1916; Philippow aus Moskau; Plaub, Colo; Poll, Heinrich Wilhelm; Popp, Gustav Wilhelm Heinrich, geb. am 28. Juli 1916; Pritschke, Alwin; Przygodda, Oskar; Püß, Johann Wilhelm, geb. am 19. August 1914; Redtel, Rudolf; Reuter, Emma E., Rifaczewski, Georg, geb. 1914; Rofin, Otto; Roth, Kurt Erich; Rothe, Max; Roschild, Fritz; Rüdiger, Paul; Sandvoß, Willy; Schaller, Arno; Schauerhuber, Karl; Scherer, Theres; Scherk, Hermann; Schiller, Franz; Schlegel, Anton; Schmidt, Friedrich Wilhelm; Schmidt, Otto; Schnellor, Max Manfred; Schnißer, Richard; Singer, Eugen; Stevogt, Fr. Rosa; Schocken, Gertrud; Schröder, Dietrich; Seidel, Erwin Gerhard; Seidemann, Cäcilie, geb. Löwenstein; Siebler, Magdalena; Starkbauer, Kurt Walter; Stein, Arthur; Steiner, Friedrich; Stenze, Erhard; Stitarowski, Karl; Stöber, Josef; Strumpf, Alfred; Süß, Alfons; Schwarz, Peter; Schwarz, Heinrich; Schwiabacher, Josef; Tempel, Johann; Trabi, Karl; Trebo, Gerad; Trost, Valentin; Trudenbrod, Johann Peter; Truß, Ida; Uffmann, Karl; Uffmann, Bruno; Vogwinkel, Paulo; Weifert, Emil; Weiß, Johannes; Weingarten, Hugo; Weinrebe, Eberhard; Weisenberg, Gita; Weller, Max Jacob; Weller, Paul August; Wellner, Georg; Westphal, Martin; Willaveth, Anna; Will, Siegfried Karl; Winter, Erich; Wohlfahrt, Anton; Wohlschlag, Kurt; Zartmann, Rudolf; Zielinski, Martha.



Es regnet es regnet...

Da heisst es richtig angezogen sein! — Der

Renner-Regenmantel

ist nicht zu leicht und nicht zu schwer — modisch, aber ruhig vornehm in Schnitt und Muster, und vor allen Dingen

hochwertig in Stoff u. Verarbeitung!

Unsere bekannte u. bequeme Zahlungsweise erleichtert Ihnen die Anschaffung.

Filial RENNER

Rua S. Bento Nr. 51

Avenida Rangel Pestana 1 5 6 3 Santos: Rua General Camara 15

CASA LITORAL

Rua General Osorio 152. Tel. 4-1293

Feinste Wurstwaren, Butter, Käse, Delikatessen aller Art. Sämtliche Backzutaten. Lieferung frei Haus.

FAMILIENPENSION Albine Mayer

RUA AUGUSTA 100 (bei Olinda-Schule)

Wiener Küche • Tel. 4-7055

Familienpension CURSCHMANN

Rua Florencio de Abreu 133, Sobr. (bei Bahnhof)

Telephon 4-4094

Nicht vergessen! Bezugsgebühr einfinden!